

UKRAINE

IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort

Dr. Friedr. Röder

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker

Staatssekretär Sepp Schwarz

Die Klassen der klassenlosen sowjetischen Gesellschaft

Joseph Roucek

Ukrainer auf den Konzilien

Dr. G. Prokoptschuk

Oswald Burghardt–Jurij Klen, Leben und Wirken

Dr. Karl Siehs

Dreimal Kowaltschuk

Erika Kalowna

Mykola Lysenko – ukrainischer Komponist

Ein historischer Prozeß

Wolfgang Strauß

Berichte:

Aus dem Leben der Deutsch-Ukrainischen Gesellschaft

Prof. J. Mirtschuk, Prof. Dr. A. Jurczenko

Literarische Ostschau

Umschlagbild: Erzengel

Ukrainische Wandmalerei aus dem Jahre 1470 in Krakau

Herausgeber: Deutsch-Ukrainische Gesellschaft e. V., im Verlag Ukraine, München 5, Rumfordstraße 29. – Verantwortliche Redakteure: Dr. Paul Kaschynsky und Dr. G. Dubas. – Technischer Redakteur: Volodymyr Lenyk. Dem erweiterten Redaktionskomitee gehören an: Franz Gaksch, Prof. Dr. W. Orelecky, Dr. J. Petryschyn, Dr. G. Prokoptschuk, Dr. F. Röder, Dr. Robert Werner.

Die Zeitschrift »Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart« erscheint viermal im Jahr. Jahresbezugspreis DM 16.–; in Österreich öS 96.–; in der Schweiz sfrs. 16.–; Überseeländer \$ 5.–. Preis des Einzelheftes DM 4.–. Für Mitglieder der Gesellschaft Jahresbezugspreis DM 12.–. In der Zeitschrift »Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart« enthaltenen Beiträge der Autoren decken sich in ihrer Auffassung nicht notwendigerweise mit den Ansichten der Redaktion und der Deutsch-Ukrainischen Gesellschaft. Verlagsleitung: Dr. G. Prokoptschuk. – Druck: Buchdruckerei Universal, München 5.

Printed in Germany

UKRAINE

IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

GELEITWORT

Seit ihrer Gründung durch Dr. *Paul Rohrbach* und *Axel Schmidt* nach dem Ersten Weltkrieg in Berlin blicken die deutsch-ukrainische Gesellschaft und ihre Zeitschrift schon auf eine lange und bewegte Zeit zurück.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war es die besondere Aufgabe der Gesellschaft, von ihrem neuen Sitz in München aus wieder die Aufmerksamkeit auf das ukrainische Volk, eines der größten und bedeutendsten in Europa, zu lenken sowie das Verständnis für die mannigfachen Beziehungen zwischen dem ukrainischen und dem deutschen Volke weiter zu wecken und zu vertiefen.

Durch Vermittlung und Darbietung seiner ausgezeichneten Kulturleistungen, des Genius der Ukraine, in Musik und Literatur, Wissenschaft und bildender Kunst, trägt die deutsch-ukrainische Gesellschaft dazu bei, unter der ukrainischen Jugend den Gedanken an die Heimat wachzuhalten und Ukrainer wie Deutsche menschlich und kulturell mit einem Band des gegenseitigen Verstehens und der Sympathie zu umfassen.

Wir hoffen und wünschen, daß die Zeitschrift auch weiter als Spiegelbild des ukrainischen Geisteslebens und seiner Verbindung mit der europäischen Kultur an der Gestaltung des künftigen Verhältnisses der Ukraine zu Deutschland in seiner Ausstrahlung auf Osteuropa mitwirkt.

Dr. *Friedrich Röder*
1. Vorsitzender
der Deutsch-Ukrainischen Gesellschaft

DAS SELBSTBESTIMMUNGSRECHT DER VÖLKER

Ansprache des Herrn Staatssekretärs im Baden-württembergischen Innenministerium Sepp Schwarz anlässlich des Bundestreffens der Ukrainer am 8./9. Sept. 1962 in Stuttgart, veranstaltet von Zentralvertretung der ukrainischen Emigration in Deutschland.

Sehr geehrter Herr Präsident, meine sehr verehrten Damen und Herren, meine lieben Frauen und Männer und liebe Jugend aus der Ukraine!

Ich danke Ihnen allen. Zuerst Ihrem Herrn Präsidenten für die herzliche und freundschaftliche Begrüßung, die Sie mir haben zuteil werden lassen. Ich möchte Ihnen dafür meine eigenen und vor allem aber die Grüße der Landesregierung von Baden-Württemberg zu Ihrem ersten Bundestreffen hier in der Landeshauptstadt Stuttgart überbringen. Herr Ministerpräsident *Kurt Georg Kiesinger* hat mich im besonderen beauftragt, Ihnen auch seine persönlichen Grüße zu übermitteln. Den Vorbereitungen Ihres Herrn Präsidenten und seiner Mitarbeiter ist es gelungen, eine recht große Zahl von Landsleuten aus der Ukraine hier zu diesem ersten Treffen zu vereinigen. Ich beglückwünsche Sie alle dazu, daß Sie nach so vielen Jahren, und für viele von Ihnen sind es sicherlich zehn und mehr Jahre, die Sie einander nicht gesehen haben, nun hier doch die Möglichkeit haben, wieder einmal zusammen zu sein. Ich begrüße besonders alle die, die aus dem Ausland, wie wir gehört haben, aus Holland, Belgien, vielleicht auch aus anderen Ländern im Freien Westen hierher gekommen sind und alle auch, die aus anderen Ländern der Bundesrepublik hierher nach Baden-Württemberg kamen. Sie haben alle einen schweren Weg hinter sich in diesen Jahren seit 1940 oder 1942 oder 1944. Sie haben viel Schweres durchmachen müssen in diesen Jahren auf dem Wege aus Ihrer ukrainischen Heimat in den Westen und Sie haben es besonders in den ersten Jahren, der Herr Präsident hat davon gesprochen, schwer gehabt, sich hier zurechtzufinden, da Sie in andere Völker hineinkamen, hier bei uns in das deutsche Volk, dessen Sprache die wenigsten nur von Ihnen beherrschten. Wir alle wissen, daß es nicht leicht war, sich in diesen schwierigen Jahren der wirtschaftlichen Not, die auch das deutsche Volk betroffen hat, hier zurechtzufinden. Aber heute ist es soweit, daß man wohl sagen kann, daß im großen und ganzen alle unter Ihnen, die noch im arbeitsfähigen Alter und gesund sind, eine Lebensgrundlage finden konnten.

Wir wissen aber sehr wohl, meine lieben Frauen und Männer, daß das noch nicht bei allen so ist, und ich weiß es im besonderen, da ich ähnliches durchgemacht habe wie Sie, wenn ich auch als Vertriebener in das deutsche Mutterland zu deutschen

Landsleuten gekommen bin. Aber in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht hatten auch die deutschen Vertriebenen und Flüchtlinge, die in Millionenzahl 1945 aus der sowjetisch besetzten Zone in den Freien Westen gekommen sind, Schweres durchzustehen. Auch sie haben es im großen und ganzen durchgestanden. Wir wissen, daß Sie Ihre Heimat verlassen mußten, weil es Ihnen um Ihre persönliche und die Freiheit Ihres Landes, der Ukraine, gegangen ist. Der Westen hat in früheren Jahren, und er tut es zum Teil noch heute, verhältnismäßig gleichgültig auf das gesehen, was seit 1917 in der Sowjetunion geschehen ist, wie die Völker dort unterdrückt worden sind. Wir haben vorhin in der Begrüßungsansprache Ihres Präsidenten einiges davon in die Erinnerung gerufen bekommen. Und weil der Westen in früheren Jahren so gleichgültig war, ist es diesem System gelungen, weit in das Herz Europas, mitten in das deutsche Vaterland hinein, vorzudringen. Darum müssen wir alle hoffen und wünschen, und was wir können, dazutun, daß den Menschen im freien Teil der Welt die Augen geöffnet werden über das Wesen dieses Systems, das auch die Freiheit derer bedroht, die heute noch in Freiheit leben dürfen. Das deutsche Volk weiß wahrscheinlich mehr als alle anderen Völker, worum es Ihnen geht. Denn so, wie Sie Ihre Heimat verlassen mußten, weil Sie für die Freiheit Ihres Landes eingetreten sind, so leben heute in Westdeutschland rund 14 Millionen Menschen, Heimatvertriebene und Flüchtlinge, die wie Sie und aus ähnlichen Gründen, weil sie ihr Volkstum bewahren wollten, die Heimat verlassen mußten, oder weil sie die Freiheit für sich bewahren wollten, aus der Sowjetzone Deutschlands nach dem Westen geflüchtet sind. Wir haben im Grunde, meine lieben Frauen und Männer, das gleiche Schicksal erlebt und darum fühlen wir mit Ihnen, darum haben wir Verständnis für das, was Sie bewegt.

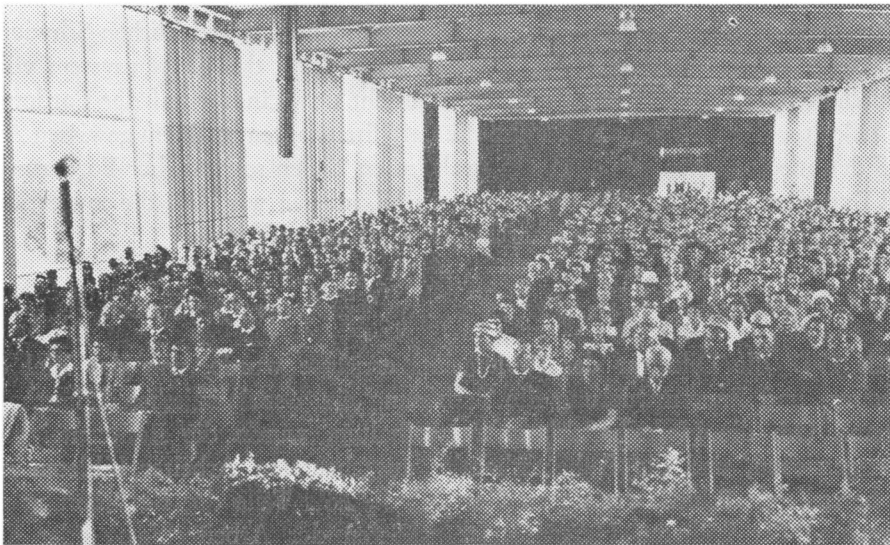
Lassen Sie mich bei diesem Anlaß auch ein paar Worte sagen, zu einer Frage, die, wenn Sie zusammen sind und wenn Deutsche zusammen sind, zwischen unseren Völkern auch heute noch ein heißes Eisen ist. Aber man kühlt die heißen Eisen nicht ab, wenn man sie totschießt, wenn man nicht darüber spricht, und wenn wir von Volk zu Volk sprechen, einfach darüber hinweggeht. Wir wissen sehr wohl, daß viele Deutsche, viele deutsche Soldaten, im Juni und im Juli 1941 von Angehörigen Ihres Volkes herzlich und freundschaftlich aufgenommen worden sind, daß man ihnen aus den ukrainischen Dörfern entgegengegangen ist, mit Salz und Brot und sie als Befreier vom bolschewistischen Joch willkommen geheißen hat. Und Sie waren überzeugt, daß nun die Stunde der Freiheit auch für Ihr Heimatland geschlagen habe. Und Sie wurden in dieser Hoffnung, in diesem Glauben schwer enttäuscht. Es gab auch unter den Deutschen damals viele, die so wie Sie gedacht haben, die ihren Befehl, ihren Auftrag zunächst auch so verstanden hatten, daß dieser Feldzug der Befreiung der in der Sowjetunion unterjochten Völker dienen sollte. Aber es gab auch andere und es gab Richtungskämpfe, schon in den ersten Wochen, und leider hat sich die Richtung durchgesetzt, die an Stelle des verjagten Terrors nur einen anderen brachte. Wir wissen, daß schwere Fehler Ihrem Volke gegenüber geschehen sind und daß auch viele Ihres Volkes nicht nur dem Stalin'schen Terror, sondern auch dem anderen, der vom Westen kam, erlegen

sind. Wir möchten heute, hier im freien Teil Deutschlands alles tun, damit jenes Unrecht an denen Ihres Volkes, die hier bei uns sind, wieder gutgemacht wird, daß diese bittere Enttäuschung, die Sie damals erlebt haben, ausgeglichen wird und daß Sie von uns die Zuversicht und den Glauben entgegennehmen, daß wir so wie Sie und mit Ihnen gemeinsam eintreten für die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht, nicht nur unseres eigenen Volkes, sondern aller Völker im Osten, die von diesem System unterdrückt werden.

Es geht uns hier auch darum, daß Ihnen durch die Hilfe des deutschen Staates, der Bundesrepublik und auch der deutschen Bundesländer, auch hier in Baden-Württemberg ermöglicht werde, Ihre Kinder in der *Muttersprache* zu erziehen, daß Ihre Kinder diese ihre ukrainische Muttersprache auch völlig beherrschen, nicht nur im Reden, sondern daß sie sie auch lesen und schreiben können und damit dem geistigen Erbe ihrer Heimat verbunden bleiben. Das deutsche Volk und insbesondere die Vertriebenen und Flüchtlinge hier in Westdeutschland begehnen heute und morgen den »Tag der Heimat«. Sie denken genau wie Sie an diesem Tag an ihre Heimat im Osten. Sie treten ein an diesem Tag für Freiheit und *Selbstbestimmungsrecht*, nicht nur für sich selbst! Wir wissen, daß die Freiheit unseres eigenen Volkes und das Recht unseres eigenen Volkes nicht geteilt werden kann, in die, die westlich der Elbe beheimatet sind, und in ein anderes Recht und keine Freiheit für die, die das Unglück hatten, östlich der Elbe beheimatet zu sein. Aber wir wissen auch, daß diese Freiheit und dieses Recht, in seiner Heimat und in Freiheit leben zu dürfen zwischen den Völkern unteilbar ist und daß wir, wenn wir dieses Recht für uns verlangen, es genau so verlangen und vertreten müssen für Sie, die Sie hier sind, wo Sie in Freiheit Ihre Forderungen vertreten können. Die leidvolle Geschichte unserer Völker sollte uns einiges gelehrt haben. Das Leid und die Not, die über Ihr Volk und unser Volk gekommen sind, sie sind von Gott nicht geschickt worden, daß wir daran zerbrechen und daran zugrundegehen. Es ist mein fester Glaube, daß sie uns aufgeladen worden sind, um aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen, an diesem Leid und der Not unserer Heimat, der Menschen, die unter diesem System leben müssen, zu reifen und aus unserem eigenen Schicksal Lehren zu ziehen für die Zukunft eines Zusammenlebens unserer Völker und des deutschen Volkes mit seinen östlichen Nachbarvölkern in Frieden und in Freiheit.

Es gibt heute viele im Westen und leider auch im deutschen Volke, die meinen, daß dieses System, das früher unter dem Stichwort »Stalin« lief, sich jetzt unter dem Stichwort »Chruschtschow« etwas milder gibt. Es gibt Menschen im Westen, die glauben, daß die Macht dieses Systems unüberwindlich sei, daß die, die von diesem System geschlagen worden sind, vor 1945 und nach 1945, sich damit abzufinden hätten und mit diesem System eine Koexistenz eingehen sollten, so meinen diese Herrschaften, des lieben Friedens willen. Aber Sie wissen und wir wissen es auch, daß jedes Nachgeben, jedes sich Abfinden mit dieser Gewalt, mit diesem Unrecht, mit diesem Terror, dieses System nicht zum Frieden bringt, sondern zu neuen Angriffen ermutigt. Und gewiß, meine lieben Frauen und Männer, liebe Jugend, scheint es heute so, daß gegen dieses System nichts auszurichten ist. Aber

es hat schon oft in der Geschichte vieler Völker Situationen gegeben, wo die Lage für sie hoffnungslos und aussichtslos war, denken Sie an die Geschichte Ihres eigenen Volkes, denken Sie an die Geschichte des polnischen Volkes, vieler anderer Völker in Mittel- und Osteuropa, aber auch an die Geschichte der Kolonialvölker, des großen indischen Volkes etwa. Es hat aber dann doch seine Freiheit errungen mit friedlichen Mitteln gegen eine Weltmacht, und es hat sich doch zum Schluß durchgesetzt, so hoffnungslos, so aussichtslos dieses Ringen um die Freiheit und um das Selbstbestimmungsrecht noch vor 30 oder 40 Jahren gewesen sein mag. Es kommt darauf an, daß wir festhalten an den Idealen, die den Völkern mit in die Wiege gelegt sind, an den Rechten, an den unabdingbaren Menschenrechten, die jedem einzelnen Menschen mitgegeben sind. Wir dürfen sie nicht verraten, wir dürfen sie nicht preisgeben! Dann sind wir auch berechtigt zu dem Glauben und zu der Hoffnung, daß die geschichtliche Entwicklung einmal auch der Gerechtigkeit wieder zum Siege verhelfen wird und der Freiheit der Völker und aller Menschen.



Bundestreffen der Ukrainer in Stuttgart 8./9. September 1962.

DIE KLASSEN DER KLASSENLOSEN SOWJETISCHEN GESELLSCHAFT

Es ist eine Maxime der marxistischen Ideologie, daß alle Glieder der Gesellschaft gleichberechtigt an der Aufgabe des Aufbaus der sozialistischen Gesellschaft teilhaben. Die Sowjets messen dem Wert der Arbeit als einem gesellschaftlichen Wirkungskreis große Bedeutung bei, eine Bedeutung, die sich aus den verschiedensten Ursachen ergibt und vielleicht in dem eigentlichen Wesen der modernen industrialisierten Gesellschaft, sei sie nun sozialistisch oder kapitalistisch, mit eingeschlossen ist. Aber diese Hervorhebung des Wertes der Arbeit, und des Wertes der Gleichheit verursacht eine ideologische Verzerrung des tatsächlichen Klassensystems der sowjetisch kontrollierten Gesellschaft. Es ist wahr, daß die offizielle sowjetische Ideologie das Vorhandensein einer Gesellschaftsstruktur schwächt und sich von dieser sogar vollkommen distanziert. Dennoch berichtet Moore¹, daß »in der UdSSR bei allen Diskussionen, die diese Frage zum Thema haben, die offiziell gebrauchten Bezeichnungen Arbeiter, Bauern und »arbeitende Intelligenz« lauten. Mitunter wird in mehr fachlich orientierten Diskussionen noch eine vierte Kategorie, die *služaščije*, angeführt, die ungefähr mit unserem Bild des Stehkragenarbeiters übereinstimmt und gewöhnlich mit Angestellter übersetzt wird. Es liegt auf der Hand, daß bei einem derart mangelhaft aufgegliederten Schema viele Nuancen des Klassenbewußtseins unserer Aufmerksamkeit entgehen müssen. Während der klassische Marxismus die Gesellschaftsklassen als zusammenfallend mit den Vermögensklassen betrachtet, sieht sich der sowjetische Marxismus bei der Lösung des Klassenproblems einer wirklichen Schwierigkeit gegenüber. Die sowjetische Ideologie neigt dazu, das Klassensystem völlig auszuschalten, die Parteiideologie dagegen besteht unverändert auf der Forderung der Diktatur des Proletariats. Da nun die Satellitenstaaten in einem gewissen Ausmaß den ideologischen wie auch den praktischen Zielen sowjetischer Forderungen und Experimente nachzueifern gezwungen sind, müssen wir kurz die sowjetischen Erfahrungen in diesem Bereich menschlicher Haltung aufzeigen.

Veränderungen der Gesellschaftsstruktur in der Sowjetunion

Als 1917 die Diktatur des Proletariats errichtet wurde, war das Ziel der Arbeiter- und Bauernregierung die Errichtung eines sozialistischen Wirtschaftssystems. Um die Herrschaftsklasse auszuschalten, wurde die Besitzenteignung vorangetrieben, und die früher schamlos ausgebeuteten Arbeiter bildeten nun die herrschende Schicht der neuen Gesellschaft. Alle Teile der Bevölkerung mit Ausnahme der früheren Herrenschaft gehörten der Arbeiterklasse oder dem Proletariat an. In einigen Fällen jedoch wurden sogar den ehemaligen »Blut-

saugern« Privilegien des Proletariats zugestanden, wenn sie ihre Billigung des Parteiprogramms demonstrierten. Die Führung der Partei lag eher in den Händen der Gebildeten als der einfachen Arbeiter, obwohl die Marxisten die Gesellschaft nicht in obere, mittlere und niedere Gesellschaftsklassen gliedern, noch auch die Intelligenz als eigene Klasse werten.

Bis 1936 waren die drei offiziell anerkannten Klassen die Arbeiter-, die Bauern- und die frühere Herrenklasse. 1936 hatte sich der Staat völlig an die Stelle der ehemaligen kapitalistischen Arbeitgeber gesetzt, und nun war die ausbeutende Klasse aus dem Gesichtskreis verschwunden. In Anbetracht dessen, daß die Bauern auf Kolchosen arbeiteten, wobei der Gesamtbesitz (mit Ausnahme des Landes) Eigentum der Gemeinschaft ist, während alle anderen Arbeiter, einschließlich jener auf Staatsgütern, in staatseigenen Betrieben beschäftigt wurden, erklärte Stalin 1936, daß es noch zwei Klassen gäbe, Arbeiter und Bauern. Stalin behauptete, daß die sowjetische Gesellschaft sich dem Zustand einer klassenlosen Gesellschaft nähere, da die antagonistische, d. h. die kapitalistische Klasse ausgemerzt worden und die verbleibenden Gesellschaftsklassen, Arbeiter und Bauern, »einander freundlich gesinnte Klassen« seien. Würde man die Kolchosen in Staatsgüter umwandeln, so geschähe dies in dem Sinn, daß fast die gesamte Bevölkerung in Staatsdienste träte, so daß man dann vielleicht Anspruch darauf erheben könnte, eine klassenlose Gesellschaft gegründet zu haben.

Stalin betrachtete die Intelligenz, auch wenn sie der Arbeiterklasse angehörte, als besondere Gruppe oder »Schicht«.

Bereits 1917 wurde die Intelligenz dahingehend instruiert, daß sie von den Kapitalisten ausgebeutet worden sei, erniedrigt durch ihre Arbeit für skrupellose Geschäftsleute, und daß die Tätigkeit zum Wohl des Staates, der ganzen Gesellschaft, und somit zum eigenen Vorteil weit würdiger sei. Aber derartige Versuche zeitigten nur geringe Erfolge. Viele Intellektuelle im sowjetischen Rußland, einschließlich der Flüchtlinge, nahmen gegenüber dem sowjetischen Experiment eine skeptische Haltung ein, zögerten oder leisteten passiven Widerstand. Viele mußten wegen aktiven Widerstands aus bedeutenden Positionen entfernt werden. Aber eine Minderheit gab dem neuen Regime unschätzbare Unterstützung, indem sie fast alle Parteiführer stellte.

Die Stabilisierung und die Einführung der Planwirtschaft ließ viele alte Intellektuelle ihre Meinung ändern, besonders, da den meisten von ihnen keine andere Wahl blieb. Gleichzeitig bildete sich eine neue sowjetische Intelligenzschicht. Diese Gruppe, deren Mitglieder größtenteils der Arbeiter- und Bauernschicht angehörten, erregte bei der sowjetischen Regierung nur selten Mißtrauen, und man gewährte ihr die Gleichberechtigung mit den beiden »einander freundlich gesinnten Klassen«.

Der erste Artikel der Verfassung der UdSSR besagt: »Die Union der sowjetisch sozialistischen Republiken ist ein Arbeiter- und Bauernstaat.« Wie fügt sich diese Gruppe dann der marxistischen Theorie ein?

Der traditionelle Marxismus fordert vollständige wirtschaftliche Gleichheit, da unter dem kapitalistischen System die Vermögensunterschiede die Ursache der Klassenfeindschaft waren, und er hält daran fest, daß Gleichheit und Demokratie nur mit Hilfe eines Aufstands des Proletariats, welcher die wirtschaftliche Vorherrschaft einer einzigen Klasse bricht, durchgeführt werden könnte. Diese Gleichheit konnte jedoch auch nach dem Sturz des zaristischen Regimes nicht sofort erreicht werden. Vielmehr gelang es erst unter der Herrschaft des Kommunismus, der Endphase des Sozialismus, diese gemäß dem Prinzip des sozialen Ausgleichs zu verwirklichen. Marx machte keinerlei Angaben betreffs der ungefähren Dauer dieses sozialistischen Zwischenstadiums, das zwangsweise der Endphase des Kommunismus vorangehen mußte. Für die Zwischenperiode forderte der Marxismus keine Einkommensgleichheit.

Das Problem der Gleichheitsfrage in der marxistischen Lehre trat sofort nach der Revolution von 1917 unverhüllt zu Tage. 1917 proklamierte Lenin in »Staat und Revolution«, daß es von nun an nur mehr eine Gesellschaft einander gleichgestellter Angestellter und Arbeiter unter gleichen Arbeitsbedingungen und mit gleicher Bezahlung geben werde.² Aber die Zeit, die der Revolution folgte, zeigte bald, daß es einer langen Übergangsperiode bedürfe, um eine dergestaltete Nivellierung zu verwirklichen. Daher machten Lenin und sein Kreis bezüglich der Gleichheit anfangs taktische Rückzüge. Während des Krieges wurde die gleichmäßige Bezahlung aller, mit Ausnahme der technischen Experten, eingeführt. Dieser Zustand dauerte jedoch nur bis zur Proklamation der neuen Wirtschaftspolitik 1921. Gewisse Vergütungen waren sofort an die notleidende Bevölkerung, die gegen die weiße Armee und die ausländischen Eindringlinge kämpfte, gegeben worden. Die Sowjetregierung hatte wenig zu bieten im Vergleich zu den großen Opfern, die sie dem Volk abforderte. Alles was an das Zarentum erinnerte, wurde geändert. So wurden die früheren Rangordnungen, Titel und Klassenunterschiede aufgehoben, Minister wurden in Volkskommissare umbenannt und die militärische Rangordnung durch die Anrede »Genosse Kommandeur« ersetzt. Die fühlbarste Erleichterung war die Aufhebung der Einkommenstaffelung, die jedoch in gestaffelten Lebensmittelzuteilungen ihr Gegengewicht fand, einem System, demzufolge Soldaten, Fabrikarbeiter, Kinder, Arbeiter in verantwortungsreichen Positionen und bestimmte andere Personengruppen zusätzliche Zuteilungen erhielten. Nach Beendigung des Bürgerkriegs führte man Akkordlohn und Prämienauszahlung ein, denen nach der NEP-Zeit im Rahmen der Industrialisierung die Entwicklung einer noch größeren Spanne zwischen Maximal- und Minimaleinkommen folgte. Facharbeiter, Techniker und Fabrikleiter erhielten höhere Gehälter ausbezahlt – eine Praxis, die heute noch üblich ist. Ferner erhalten diese und andere Berufssparten – zu denen Ingenieure, Erfinder, Komponisten und Künstler rechnen – bevorzugte Wohnungszuteilung.

So bedeuten heute Einkommenstaffelung und unterschiedliches soziales Prestige einen wirksamen Anreiz. Das Ansehen wird durch die Veröffentlichung der Namen verdienstvoller Arbeiter gefördert, Medaillen sind oft mit wirtschaftlichen

Vorteilen verbunden, Ehrenbezeichnungen wie »Held der sozialistischen Arbeit« werden verliehen. 1935 schufen die Parteiführer eine militärische Spitze von Berufsoffizieren, indem sie diese Laufbahn als ehrenvollen Lebensberuf bezeichneten. Zwischen 1928 und 1939 wurden die Anforderungen für Offiziersanwärter spürbar erschwert, Sold und andere materielle Vorteile, die bereits zu Beginn dieser Periode über dem Durchschnitt lagen, wurden weiter erhöht und machten die militärische Laufbahn zu einem der bestbezahlten Berufe. Neue Anreize für den Besuch von Militärschulen wurden geschaffen. Vorbedingungen und Verfahren bei der Beförderung wurden in eine allgemeine Norm gebracht, wobei man Alter und Befähigung berücksichtigte. Bei all diesen Maßnahmen strebte man danach, Ansehen, Macht und Lebensstandard des Berufsmilitärs zu steigern.

Die ungeheure Vergrößerung, die der sowjetische Militärapparat in dieser Zeit erfuhr – er wuchs in den Jahren 1934–1941 auf das Zehnfache seiner ursprünglichen Größe an – eröffnete zielbewußten, begabten Jugendlichen bedeutende Aufstiegsmöglichkeiten. Der Militärputsch von 1937–1938 gegen Veteranen der Revolution, denen man die Schaffung der roten Armee verdankte, öffnete jungen Offizieren mit sowjetischer Schulung die Schlüsselpositionen im Heer. In ihren Reihen suchte und fand man Ersatz für die 90% der ihres Amtes enthobenen Generäle – für die 80% im Rang eines Oberst und die 50% im gesamten Offizierskorps.³ Nach dem ersten Weltkrieg entließen die Russen nur einen kleinen Teil ihres Heeres und wählten unter den übrigen jene aus, die eine besondere Begabung zum Berufsoffizier vermuten ließen, und denen nun zahlreiche Aufstiegsmöglichkeiten und Vergünstigungen geboten wurden. Ebenso haben die kommunistischen Führer in der Militärverwaltung, aber auch auf anderen Gebieten, die Möglichkeiten des Wettbewerbs bis zum äußersten zu nutzen verstanden.

Politische Erwägungen sind bei der Beförderung vom Leutnant zum Oberst von nur geringer Bedeutung. Erstens gehören 90% des sowjetischen Offizierskorps der Partei oder dem Komsomol (Jungkommunisten) an; da somit die Parteimitgliedschaft die Norm darstellt, sind keine besonderen Vorteile hiermit verbunden. Zweitens untergrub Stalin eine wirksame politische Selbständigkeit, indem er erklärte, daß jedes Zeichen politischer Abweichung als schweres Vergehen gewertet würde. Drittens konzentrierte sich die Aufmerksamkeit der Parteiführer bei einer Offiziersbeförderung, trotz der Betonung des politischen Aspektes bei der Verleihung militärischer Ehren und Beförderungen von amtlicher Seite, in erster Linie auf die militärische Fähigkeit des Mannschaftsoffiziers – vorausgesetzt natürlich seine politische Linientreue. Offensichtlich bestimmen – soweit man jedenfalls von außen beurteilen kann – militärische, nicht politische Gründe die Karriere beim sowjetischen Militär, obwohl die Beförderung zum General auf anderen Voraussetzungen beruht. Hier sind gute Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten in Heer und Politik von überragender Bedeutung, da es keine allgemeine Norm für den Weg der Beförderung, noch für die Voraussetzungen gibt. (Aber in dieser Hinsicht stellt die Sowjetunion keinen Einzelfall dar.)

Das Bild, das sich hieraus ergibt, ist das eines im allgemeinen ernsthaften und ergebenen, mit Vorrechten ausgestatteten Sowjetoffiziers. Ferner gewannen die sowjetischen Berufsoffiziere seit 1942 gegenüber politischer Einmischung immer größere Unabhängigkeit in ihren militärischen Maßnahmen, da sich eine durchgehende Arbeitsteilung zwischen Politikern, die für die politische Erziehung verantwortlich sind, und Berufsoffizieren, deren Aufgabenbereich die taktischen Probleme umfaßte, herausbildete.

Dieser Überblick über die soziale Struktur der Sowjetunion zeigt, daß nur selten die Idee des Wettbewerbs so stark ausgeprägt ist, wie in der modernen russischen Gesellschaft. Einkommensstaffelung und Ansehen bieten einen wirkungsvollen Anreiz.

Artikel 122 und 123 der sowjetischen Verfassung besagen, daß alle Menschen ohne Ansehen von Nationalität, Rasse oder Geschlecht gleichberechtigt sind. Dennoch macht sich eine unterschiedliche Wertung der verschiedenen Nationalitäten und Rassen bemerkbar (einschließlich periodischer Ausbrüche von Antisemitismus⁴). Auf wirtschaftlichem Gebiet aber kann tatsächlich jeder, sofern er nur politisch zuverlässig ist, eine verantwortungsvolle Position erlangen.

Heute wird der Begriff Arbeiter in der Sowjetunion sehr weit ausgelegt. Sowjetische Abhandlungen kennen nicht nur Fabrikarbeiter, sondern auch Arbeiter in der Landwirtschaft, in der Musik, Medizin, Naturwissenschaft und im Transportwesen. Allgemein gesprochen, stellt der Arbeiter die herrschende Schicht dar und ist in allen politischen Institutionen vertreten. Tatsächlich jedoch sind es nur Geistes-»Arbeiter«, die die hohen Regierungsposten bekleiden.

Hinsichtlich der Bedeutung manueller Tätigkeit muß ein wichtiger Faktor berücksichtigt werden. Ein Arbeiter, der fähig ist, die Produktion zu steigern, wird Stachanowarbeiter (udarnik) genannt und genießt großes Ansehen; sein Lohn wird beträchtlich erhöht, er erhält bessere Wohnmöglichkeiten, Nahrungsmittel und Verbrauchsgüter und besondere prophylaktische ärztliche Betreuung. Seine Arbeit steht gleichberechtigt neben einer außergewöhnlichen naturwissenschaftlichen, künstlerischen oder medizinischen Leistung. Was die Bauernschaft anbelangt, so wurde diese vor 1936 den Arbeitern unterstellt, welche als politisch aufgeschlossener galten. Die Bauern wurden hinsichtlich des Stimmrechts, der Aufnahme in die Partei und des sozialen Prestiges hintangesetzt. Heute haben die Kolchosenbauern die gleichen politischen Rechte, das gleiche gesellschaftliche Ansehen und die gleichen Chancen, sich auszuzeichnen, zu studieren und befördert zu werden, wie die Fabrikarbeiter. Viele von ihnen wurden Landwirtschaftsexperten, »Helden der sozialistischen Arbeit« und Stachanowarbeiter. Das Ansehen, das manuelle Tätigkeit in der Landwirtschaft genießt, kommt ihrer Bedeutung in der Industrie beinahe gleich. Die sowjetischen Berufstätigen, die fast alle für den Staat arbeiten, in einer Kolchose, einer Gewerkschaft oder einer anderen sozialistischen Organisation, können am treffendsten als Facharbeiter bezeichnet werden. Während die Intelligenzschicht der zaristischen Ära von den Führern der Sowjetunion mit großem Mißtrauen betrachtet wurde, schwand dieses

mit dem Aufkommen einer neuen Intelligenzschicht. Die konkurrenzfähige sowjetische Gesellschaft ist willens, den Preis für Fähigkeit und Schulung des Facharbeiters zu bezahlen.

Die Spitze der sozialen Pyramide der sowjetischen Gesellschaft nimmt die Elite der sowjetischen Führer ein, diesen folgt dicht die intellektuelle Elite, die gleichzeitig die Parteiführer stellt. Alle, die sich hier behaupten wollen, müssen Fähigkeit in ihrem Ressort und Eifer für die Partei aufweisen, die marxistisch-leninistische Ideologie beherrschen und sich im Parteileben aktiv hervortun. Ihre Freunde müssen sie sorgfältig innerhalb der Partei wählen. Aber auch wenn sie erfolgreich sind, bleibt ihre Stellung als Glied der politischen Elite äußerst unsicher und schwankend, werden doch viele von ihnen bereits nach kurzer Zeit als Opportunisten und Feinde der Partei klassifiziert. Die Elite der Berufstätigen setzt sich aus Menschen von außergewöhnlicher Begabung (gleichgültig für welches Gebiet) zusammen – erfolgreiche Künstler, Wissenschaftler, Generäle, Stachanowarbeiter, Industriemanager und Ingenieure. Wegen ihrer auseinanderklaffenden Interessengebiete zeigt diese Gruppe keinen einheitlichen Charakter.

Im allgemeinen fördert und unterstützt die Partei diese Elite und findet ihre wärmsten Anhänger daher auch in dieser Gruppe. Dennoch ist deren Stellung, besonders auf dem Gebiet der Parteiphilosophie oder der Kunst unsicher. Dennoch sind Verurteilungen hier selten, und Schuldbekennnis und Selbstkritik werden gewöhnlich als ausreichende Strafen erachtet.

»Der Standard der Berufselite ist«, wie ein Beobachter erklärt, »gewöhnlich so hoch, daß ihre Mitglieder in jedem anderen Land die gleichen oder höhere Ehren erhalten würden«.⁵

Gleichzeitig muß bemerkt werden, daß die Regierung, die der Entwicklung eines Klassenbewußtseins oder einer Zellenbildung innerhalb einer Gruppe (ausgenommen natürlich die Parteimitgliedschaft) negativ gegenübersteht, gegen das Aufkommen einer besonderen oder privilegierten Klasse auftritt. Die Haltung zur Armee ist ein gutes Beispiel hierfür. Als Gesamtheit hat diese Gruppe eine Sonderstellung, aber sie setzt sich aus den sogenannten Politoffizieren, die keine militärische Stellung haben, sondern Parteifunktionäre sind, und den Berufsoffizieren zusammen, die selbst Mitglieder der Partei und dieser eher als einer eigenen militärischen Klasse verbunden sind. In der Armee, die einen Schmelztiegel der verschiedenen Berufs-, Glaubens- und Nationalitätengruppen darstellt, ist die Bildung von Sondergruppen untersagt. (Ukrainian Quaterly Nr. 2/62)

¹ Moore, Barrington, Jr., *Terror and Progress*, U.S.S.R., Harward University Press, Cambridge, 1954, 195. Siehe auch: Bauer, Raymond A., Inkeles, Alex & Kluckhohn, Clyde, *How the Soviet System Works*, Vintage Books, New York, 1960, 29–30, 55, 254, 281; Rostow, W. W., *The Dynamics of Soviet Society*, A Mentor Book, New American Library, 1954, 15–18, 20–22, 23, 54, 61, 80; Inkeles, Alex, "Social Stratification and Mobility in the Soviet Union: 1940–1950", *American Sociological Review*, XV, 1950, 465–479; Feldmesser, Robert A., "Equality and Inequality under Khrushchev", *Problems of Communism*, IX, 1960, 31–39; Granick, David, *The Red Executive*, Doubleday, Garden City, 1960; Kubat, Daniel, "Soviet Theory of Classes", *Social Forces*, XL, 1, October, 1961, 4–8; Dahrendorf, Ralf, *Class and Class Conflict in Industrial Society*, Stanford, 1959, Chapter 1, "Karl Marx's Model of the Class Society", 3–35, III,

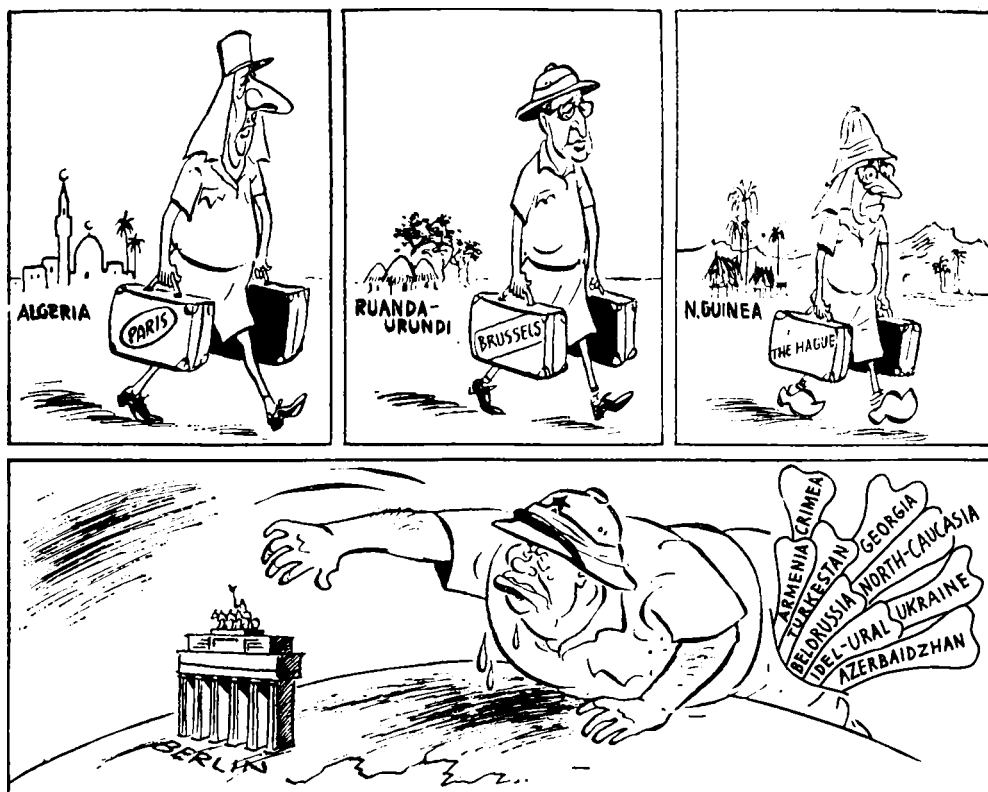
"Some Recent Theories of Class Conflict in Modern Societies", 72-117, IV, "A Sociological Critique of Marx", 117-156, and bibliography, 319-328; Black, Cyril Ed., *The Transformation of Russian Society*, Harvard University Press, Cambridge, 1960; van der Kroef, Justus M., "Class Structure and Communist Theory", *American Behavioral Scientist*, IV, 9, May, 19-23.

² Lenin, V. I., *Selected Works*, Moskau, 1947, Vol. II, p. 210.

³ Gleicher, David B., "Marshals, Commissars, and Other Ranks", *Christian Science Monitor*, 22. März 1958.

⁴ Siehe z. B., A Correspondent, "Growth of Anti-Semitism in Eastern Europe", *The Times* (London), 22. Dezember 1951; Simmons, Ernest J., Ed., *Through the Class of Soviet Literature: Views of Russian Society*, Columbia University Press, New York, 1954; Choseed, Bernard J., "Jews in Soviet Literature", 110-158; Goldberg, B. Z., *The Jewish Problem in the Soviet Union: Analysis and Solution*, Crown, New York, 1961; Conquest, R., *Soviet Deportation of Nationalists*, St. Martin's Press, New York, 1960; etc.

⁵ Hulicka, Karel, "Social Change in Soviet Society", *The Social Studies*, LII, 5, October, 1961, 173-181.



Aus: Problems

Kolonialismus – geht und kommt

UKRAINER AUF DEN KONZILIEN*

Papst Johannes XXIII. eröffnete am 11. Oktober 1962 das Zweite Vatikanische Konzil. Vor rund 2500 Konzilsvätern, Delegationen aus 85 Staaten, dem Diplomatischen Korps und 32 Beobachtern aus 15 nichtkatholischen christlichen Kirchen, begann damit die 21. Ökumenische Kirchenversammlung.

In seiner Eröffnungsansprache stellte Papst Johannes XXIII. die christliche Einheit und die Verteidigung der Wahrheit als die wesentlichen Ziele dieses 21. Ökumenischen Konzils heraus.

Die Wiedervereinigung der nichtkatholischen Kirchen mit dem apostolischen Stuhl gehört zu der Aufgabe und den Jugendträumen Papst Johannes XXIII. Schon in seiner ersten Radiobotschaft als Papst gebrauchte er die Worte: »Mit derselben Liebe umarmen wir die Ostkirche; wir öffnen Herz und Arme für alle Getrennten und wünschen heiß ihre Rückkehr ins gemeinsame Vaterhaus.« Diese hohe Aufgabe stellte sich auch das Konzil von Rom – die Einheit der Kirche zu erreichen –, wofür schon die Urkirche gebetet hatte, daß sie »doch alle eins seien«.

Bereits die Apostelgeschichte berichtet von der ersten Versammlung der Urkirchen in Jerusalem, wo zwei Parteien erstmals eine theologische Streitfrage diskutierten. Mit diesem Urkonzil von Jerusalem wurde das Christentum zur Weltreligion.

Trotz seiner grundsätzlichen Bedeutung für die spätere Entwicklung der christlichen Kirche bis in unsere Zeit wird diese erste Versammlung der Urchristen nicht offiziell als Konzil bezeichnet, sondern die Reihe der von der katholischen Kirche anerkannten 21 Konzilien, beginnend mit dem berühmten Konzil von Nicäa, das Kaiser Konstantin 325 einberufen hatte, um einen der zahlreichen Glaubensstreite zu schlichten. Damals trafen sich etwa 220 Bischöfe, darunter nur fünf Vertreter des Abendlandes, und beschlossen das Glaubensbekenntnis, das mit seiner Lehre vom dreieinigen Gott bis heute im wesentlichen die gemeinsame Grundlage für Katholiken, Protestanten und Orthodoxen bildet.

1. *Erstes Konzil von Nicäa.* Vom 20. Mai bis 25. Juli 325. Papst Silvester I. (314 bis 335). Nicänisches Glaubensbekenntnis gegen Arius. Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater.

2. *Erstes Konzil von Konstantinopel.* Vom Mai bis Juli 381. Papst Damasus I. (366

bis 384). Nicänisch-Konstantinopolitanisches Glaubensbekenntnis: Gottheit des Heiligen Geistes.

3. *Konzil von Ephesus.* Vom 22. Juni bis 17. Juli 431. Papst Cölestin I. (422–432). Gottesmutterchaft Mariens gegen Nestorius.

4. *Konzil von Chalcedon.* Vom 8. Okto-

* Hubert Jedin: Kleine Konzilgeschichte. Band 51 der Herder-Bücherei, Freiburg 1959.

ber bis 1. November 461. Papst Leo I. der Große (440–461). Zwei Naturen in der einen Person Christi.

5. *Zweites Konzil von Konstantinopel.* Vom 5. Mai bis 2. Juni 553. Papst Vigilius (537–555). Verurteilung der »Drei Kapitel« der Nestorianer.

6. *Drittes Konzil von Konstantinopel.* Vom 7. November 680 bis 16. September 681. Papst Agatho (678–681); Papst Leo II. (682–683). Verurteilung der Lehre von dem einen Willen in Christus (Monothelismus), Honoriusfrage.

7. *Zweites Konzil von Nicäa.* Vom 24. September bis 23. Oktober 787. Papst Hadrian I. (772–795). Sinn und Erlaubtheit der Bilderverehrung. Es war das letzte Konzil, das den Namen »ökumenisch« verdient. Die östliche Christenheit anerkannte spätere Konzilien nicht mehr.

8. *Viertes Konzil von Konstantinopel.* Vom 5. Oktober 869 bis 28. Februar 870. Papst Nikolaus I. der Große (858–867) und Hadrian II. (867–782). Beseitigung des Schismas des Patriarchen Photius. Damals zeichnete sich schon deutlich der Riß, das »Schisma«, zwischen der katholischen Kirche des Abendlandes und der griechisch-orthodoxen Kirche des Ostens ab, wenn auch die endgültige Trennung erst 1054 erfolgte.

9. *Erstes Laterankonzil.* Vom 18. März bis 6. April 1123. Papst Kalixt II. (1119 bis 1124). Bestätigung des Wormser Konkordates.

10. *Zweites Laterankonzil.* Vom April 1139. Papst Innozenz II. (1130–1143). Das Schisma Anaklets II.

11. *Drittes Laterankonzil.* Vom 5. bis 19. März 1179. Papst Alexander III. (1159 bis 1181). Zweidrittel-Mehrheit bei der Papstwahl.

12. *Viertes Laterankonzil.* Vom 11. bis 30. November 1215. Papst Innozenz III. (1198 bis 1216). Glaubensbekenntnis gegen die Katherer; Wesensverwandlung in der Eucharistie; jährliche Beichte und Kommunion.

13. *Erstes Konzil von Lyon.* Vom 28. Juni bis 17. Juli 1245. Papst Innozenz IV. (1243

bis 1254). Absetzung Kaiser Friedrichs II. 14. *Zweites Konzil von Lyon.* Vom 7. Mai bis 17. Juli 1274. Papst Gregor X. (1271 bis 1276). Konklave-Ordnung. Griechenunion, Kreuzzug. *Der Kiewer Metropolit Petro Akerowytsh nahm an dem Konzil teil.*

15. *Konzil von Vienne.* Vom 16. Oktober 1311 bis 6. Mai 1312. Papst Klemens V. (1305–1314). Aufhebung des Templerordens, Franziskaner Armutsstreit, Reformdekrete.

16. *Konzil von Konstanz.* Vom 5. November 1414 bis 22. April 1418. Beseitigung des großen Schismas, Resignation des römischen Papstes Gregor XII. (1410 bis 1415) am 4. Juli 1415; Absetzung des Konzilpapstes Johannes XXIII. (1410–1415) am 29. Mai 1415; des avignonesischen Papstes Benedikt XIII. (1394–1417) am 26. Juli 1417. Wahl Martins V. am 11. November 1417. Verurteilung des Johannes Hus. Dekret Sacrosancta über die Oberhoheit des Konzils über den Papst und Dekret Frequens über die Periodizität der Konzilien. Konkordate mit den fünf Konzilsnationen. *Kiewer Metropolit Gregor I. Zamwłak nahm mit 300 Mann Gefolgschaft an dem Konzil teil.* Er tat hiermit den ersten Schritt zu der 30 Jahre später zustande gekommenen Union.

17. *Konzil von Basel-Ferrara-Florenz.* In Basel vom 23. Juli 1433 bis 7. Mai 1437. Verlegung nach Ferrara durch Eugen IV. (1431–1447) am 18. September 1437, endgültig am 1. Januar 1438; von da nach Florenz am 16. Januar 1439 und zum Schluß nach Rom 25. April 1442. *Metropolit von Kiew Isidor schloß auf dem Florentiner Konzil die Union ab.*

18. *Fünftes Laterankonzil.* Vom 10. Mai 1512 bis 16. März 1517. Papst Julius II. (1503–1513), Leo X. (1513–1521). Gegen das schismatische Konzil von Pisa 1511 bis 1512. Reformdekrete.

19. *Konzil von Trient.* Vom 13. Dezember 1545 bis Dezember 1563 in drei Tagungsperioden: in Trient 1545–1547; in Bologna 1547, sämtliche unter Papst Paul III. (1534 bis 1549); in Trient 1551–1552 unter Papst

Julius III. (1550–1555); in Trient unter Papst Pius IV. (1559–1565). Lehre von Schrift und Tradition, Erbsünde und Rechtfertigung, Sakramente und Meßopfer, Heiligenverehrung, Reformdekrete. Es gilt als das größte Konzil der Gegenreformation, das nach dem Abfall der Protestanten im nördlichen Europa eine neue Ordnung für die katholische Kirche erarbeitete, auf der sie noch heute ruht.

20. *Vatikanisches Konzil*. Vom 8. Dezember 1869 bis 18. Juli 1870. Papst Pius X. (1846–1878). Definition der Lehre vom katholischen Glauben, vom Primat und von der Unfehlbarkeit des Papstes.

21. *Vatikanisches Konzil*. Vom 11. Oktober 1962. An diesem Konzil nehmen

folgende ukrainische Metropoliten, Erzbischöfe und Geistliche teil: Andrij Roborečkyj (Kanada), Hawryil Bukatko (Jugoslawien), Ambrozij Senyschyn (USA), Maksym Hermaniuk (Kanada), Ivan Buczko (Rom), Savaryn Nil (Kanada), Isidor Borečkyj (Kanada), Awhustyn Horniak (England), Jaroslav Gabro (USA), Platon Kornyljak (Deutschland), Josef Schmondiuk (USA), Ivan Praschko (Australien), Volodymyr Malanczuk (Frankreich), Andrij Sapelak (Argentinien), Archimandrit Pawlo Myškiw (Rom). Davon sind vier zur Kommission für die Ostkirche gewählt: Metropolit Ambrozij Senyschyn (USA), Erzbischof Ivan Buczko (Rom), Erzbischof Hawryil Bukatko (Jugoslawien) und Bischof Andrij Sapelak (Argentinien).



Ukrainische Bischöfe an dem 21. Vatikanischen Konzil.

OSWALD BURGHARDT – JURIJ KLEN

Als in dem nach tschechowscher Art gastfreundlichen Haus des Kaufmanns Friedrich Adam Burghardt und seiner Gattin Sidonie Amalie, geb. Thiel, in Serbinivci in Podolien Oswald Eckart Feodorovič Burghardt als drittes und letztes Kind am 4. 10. 1891 in die Wiege gelegt wurde, hätten sich wohl die grundgütigen und bescheidenen Eltern nicht sagen lassen, daß eben ein Genie zur Welt gekommen ist.

Bereits die ersten Lebensstationen des stillen, verträumten und in sich gekehrten Knaben sind schicksalsbestimmend für sein Leben. Da ist der herrliche Park in dem idyllischen Städtchen Nemyriv, hier ist der Schuster »Nikanor« (Kania), von dessen Erzählungen der Knabe nicht weichen kann:

Beim guten Freund, dem Schuster sitze ich
Und er erzählt mir Märchen voller Wunder
Bis auf den heut'gen Tag verlor'n sie ihren Zauber nicht.
Denn bis auf heut erregte mich der liebe,
Der unvergeßne Duft von Leder und von Wachs
Und Hammer, Ahl und Scheren fliegen.
.....
Er hat mich damals wohl mit seinem
Erzähltalent gemacht zu einem Dichter
Und mich auf ewig zu der Musen Freund.

Dann folgt Slavuta, in seiner Novelle »Das Medaillon« festgehalten, der Park des Fürsten Sanguszko, der selbst in Burghardts Hauptwerk, der »Asche vom Weltenbrand« zu einer Schlüsselfigur insofern wird, als er das Sinnbild abgibt für den naturverwurzelten Menschen, alter Tradition ergeben und feindlich der Technisierung gegenüber, erste Konflikte, die später in Burghardt mit aller elementaren Kraft aufbrechen.

Hier auch wird Burghardt mit der Bibel vertraut, deren Bilder er stundenlang studiert und das Vermächtnis Gottes unaustilgbar in seine Seele aufnimmt. Und alle Erlebnisse sind eingebettet in den von Burghardt über alles geliebten Rahmen gottnaher Natur:

So ferne sind schon meiner Kindheit Träume!
Vom Zweig des Apfelbaums der Schatten fällt
Und Störche klappern wo auf einer Scheune,
Wo zärtlich grün sich seiner Jugend prahlt
Das Tal, wo Löwenzahn wächst an den Hängen
Und an den Zäunen Luzion erstrahlt.
Wo Wälder lockend in die Ferne drängen.

Und Schilfrohr, hohes grünes Schilfrohr steht,
Wo ich bis an die Brust im Wasser bin gesprungen!
O du mein Schilfrohr, noch hat kein Poet
Dies Amazonaswunder so besungen!
Und Sehnsucht, Sehnsucht ruft mir zu: »Vergeht!«
Und gierig sog ich frische Luft aus voller Brust,
Denn Ferne, unermesslich blau herüberweht,
Verspricht dem Aug' noch unbekannte Lust.

Das zweite Hauptmotiv Burghardtschen Schaffens zeichnet sich, das sich später zu jenseits dieser Welt liegender Wahrheit sublimieren wird, die Sehnsucht nach der blauen Ferne.

Das Gymnasium zeigt ihn bereits als angehenden Dichter, der seine Aufsätze in Gedichtform schreibt und sich mit für ihn so typischen Dichtern befaßt wie Novalis, Blok, Bal'mont, Baudelaire, Lesja Ukrajinka, Petrarca und Fet.

Auf Nemyriv folgt Kiev und der junge Gymnasiast verdient ähnlich wie der junge Tschechonte seinen Unterhalt selbst. Doch immer wieder zieht ihn die Natur an, auch dann noch, als er an der Kiever Universität bei den Professoren Peretc und Šaroval'skyj den Grundstein zu einem umfassenden Wissen der Weltliteratur legt und bereits vor 1917 als Wissenschaftler auftritt. Insbesondere sind es Formprobleme, die den jungen Wissenschaftler, angeregt von der russischen formalistischen Schule, als Dichter und Übersetzer beschäftigen.

Doch plötzlich trifft ihn der erste harte Schicksalsschlag: Der Krieg ist ausgebrochen, jemand hat das Leben entzweigeschnitten wie einen Wurm, der nun für immer getrennt nach verschiedenen Seiten davonkriecht. Dieses realistische Bild gebraucht Burghardt, als er vom Studium herausgerissen und nach Archangelsk verbannt wurde. Aber statt bitterer Worte und Klagen, hat Burghardt zarte Naturschilderungen in seiner Dichtung und auch die Liebe kommt darob nicht zu kurz:

Den Ort, mein Mädchen, ich noch seh',
Wo dir dein Tuch glitt in den Schnee,
Als wir uns nächstens heimlich küßten,
Du strecktest dich mit schlanken Brüsten.
Im Frühjahr, als das Eis schmolz jäh,
Fand'st du das Tuch erst unterm Schnee.

Das Kiev, in das Burghardt-Klen nach seiner nordlichtdurchflimmerten Einsamkeit zurückkehrt, ist eine Stätte des Grauens, in dem das Chaos herrscht:

Um Brot muß nachts man Schlange stehen,
Es fließt kein Wasser in der Stadt,
Drum mußt du ungewaschen gehn,
Kein Ofen wärmt, weil man kein Brennholz hat.

Sei selber Schuster, Schneider dir.
Erwirb dir Talg – es gibt kein Licht.
Der Kerzenstumpf verlöscht schier
Schwelt dumpf weil's dir an Talg gebracht.

Versuch zu schreiben ein Gedicht
Mit Tinte, die im Faß erstarrte,
Gar mächt'ger Zorn erfasset dich,
Weil dich der Teufel gar so narrete.

Und täglich tauschst du am Bazar
Hand- und auch Tischtücher für Brot
Und wenn es nächstens läutet gar,
Haussuchung wenigstens dann droht.

Millionen mußt für Fleisch du lassen,
Die Reichen zahl'n papiernes Geld,
Typhus spazieret auf den Straßen,
Die Naht von Läusen überquellt.

In diese Schreckenszeit fällt die Geburtsstunde des Kiever Neoklassizismus, eines Kreises von wenigen Männern, die fernab vom Getriebe der lauten Agora sich in die Quellen ewig gültiger Dichtung von Homer zu Dante und Petrarca zum Parnas versenken, ungeachtet des um sie herrschenden Geschreies:

Doch war ein Kreis, wo ihr nie endendes Geschrei
Verstumte ohne Kraft: das stilleinsame Kabinett,
Dort, wo der kluge Aristarch, der Philologe und Ästhet
Für kommende Geschlechter, zum Spott der seichten Mode
Vertiefte sich in den Text homerischer Rhapsoden.

Burghardt beendet seine Studien und dann geht er als Lehrer aufs Land, nach Baryšivka, dem »Lucrosa« der Neoklassiker, wo der Kreis sich eifriger literarischer Arbeit hingibt, bis der nächste Schicksalsschlag sie ereilt und die ganze Kolonie in corpore verhaftet wird:

Des Todeskellers in Poltava denk' ich,
Wo einstens wartend ich drei Stunden saß,
Wo durch die Gitterstäbe floß ein golden Licht,
Und ich verlöschte Schriften las
An feuchter Wand . . . Niemanden war's gegeben
Der Dulder Namen in das Ruhmesbuch zu tragen,
Die vom Gefängnis aus dem Leben
Den letzten Abschiedsgruß gesendet haben.

Nach einem Monat erfolgt die Freilassung, aber die alte Atmosphäre von Baryšivka ist zerstört. In Kiev beginnt eine hektische Arbeit als Professor an verschiedenen Mittelschulen und der Universität. In engem Anschluß an die Programmpunkte der Kiever Neoklassiker, zu den Quellen der Weltliteratur zurückzugehen, viel zu übersetzen, die Sprache zu feilen und das Niveau zu heben, arbeitet Burghardt unermüdlich, er übersetzte teilweise auf öffentlichen Auftrag Shakespeares Hamlet und Sturm, Georg Heym, das Nibelungenlied, Oscar Wilde, Charles Dickens, Verlaine, Moréas, Rimbaud, Mallarmé, Samain, Verhaeren, Ibsen,

Shelley, Byron, Rilke, George und Kellermann ins Ukrainische, nachdem er vorher bereits in russischer Sprache gedichtet und Rilke in diese Sprache übertragen hatte.

Die klassische Atmosphäre, in der die Neoklassiker leben, wird wohl am besten wiedergegeben durch eine auszugsweise Wiedergabe von Burghardt Übertragung »Salome«:

Und Salome, die noch ein Kind (ein Kind!)
Berauscht sich an dem Gift und taumelt blind
Ins Schwert: Die Rache naht im blutgen Scheine.

O flieh zum Schiff und eil an jenen Strand,
Wo leuchtend steht vor weißer Felsenwand,
Schlank wie ein Strahl, Nausikaa, die Reine.

Dorthin, »wo Qual und Mühsal wandelt sich in Segen«, tragen die Neoklassiker ihre Sehnsucht. Es treibt sie in »die blaue Ferne«, nach Paris, in die Provence, nach Südamerika auf den Spuren der Konquistadoren, nach dem Deutschland Goethes und Rilkes, nach dem Lande Beatrices, aber auch getreu ukrainischer Tradition zu Scheherezade und dem Orient.

Burghardts erstes ukrainisches Gedicht entsteht in dieser Atmosphäre und bringt, tief von Rilke beeinflusst, eines seiner Hauptmotive:

O wandern, ziellos in die Weite gehn,
Den Himmelsraum, Wald, Feld und Wind umfassen . . .

Die Kultursynkresie Skovoroda-Rilke wird ihm zum ewigen Vermächtnis, ihm, dem deutschen Ukrainer, der alles Leid bis in die letzten Tiefen auslotet und für sich und die Menschheit aufs neue Gott sucht.

Hat die Zeit der NEP die Neoklassiker aufleben lassen, wird ihnen die große literarische Diskussion zum Verhängnis, indem sie klare Stellungen beziehen, sich weigern, vom vorgefaßten Programme abzuweichen, in den Lobgesang der Maschine nicht einstimmen und getreu ihren Maximen in den Tod gehen. Drei von ihnen wurden aus dem Leben gerissen, Burghardt-Klen wandert aus, Ryl'skyj schwenkt um.

Der Traum nach fernen Ländern scheint für Burghardt in Erfüllung zu gehen:

Nun konnten dir, unsterblichem Poeten,
die günst'gen Winde wehn, die Sonne scheinen,
.....
Ich möcht gleich dir, den Pilgerstab in Händen,
zum fernen Ziele meine Schritte wenden!
Vielleicht erreicht' ich das ersehnte Land, . . .

Ja, Burghardt erreicht das Land seiner Träume, aber nicht als Erlöster, sondern als ein nach seiner Heimat in Sehnsucht Verzehrter:

In jener Nacht, verließ ich gleich wie Dante
der aus der Heimatstadt Verbannte,
mein eigenes Florenz – die Ukraine.

Nun wird Burghardt eigentlich erst zum Poeten, den das Leid der Sehnsucht hellhörig macht und schmerzdurchzittert wie Bunin in Paris. Noch übermannt ihn erste Freude:

Freude und Raum ohne Ende!
Grüße dem Morgen ich sende,
Gräser im perlenden Tau,
Sonn über herbstlicher Au.

Aber das Deutschland, das Burghardt findet, ist ihm feindlich. Auch hier greift der Staat ein bis in die innerste Seelenzelle, auch hier wird der Geist überwacht, der Mensch wird zum Automat, der Staat ist der Ofen, der Mensch die Kohle, Rohstoff für leblose Maschinen. Aus dieser Zeit haben wir das einzige unter den vielen Herbstgedichten Klens, das im Herbst nicht die Vorbereitung sieht, sondern Abschied vor dem Tode. Und ein anderes hier zitiertes Gedicht mag über des Dichters Seelenzustand Auskunft geben:

Läuterung:

Wenn Winde wild auf wegelosem Meere
Ins Grenzenlose treiben meinen Kahn,
Dann mündet all der lichte Raum in Leere,
Und alle Gnade ist vertan . . .

Voll hoher Hoffnung sich die Segel breiten,
das ganze Weltall steigt in ihre Brust,
Als hätten sie die namenlosen Weiten
Ganz aufgesaugt an einem Tag der Lust.

Doch manchmal überschleicht mich banges Ahnen,
Dies Leben hier, es wäre gar nicht meins,
Und Tage winken mir wie weiße Fahnen
Vom Ufer eines heimatlosen Seins.

Und wenn die Fernen leise mir entgleiten,
Wenn wilde Mär und wüster Seemannsspuk
In meiner Tiefe rühren stumme Saiten,
Dann lastet wie ein Alp der starre Druck,

Als hätte meine Seele tausend Fenster
Und da, aus jedem grinse winselnd eins,
Der boshaften und grausigen Gespenster
In eine Welt des Truges und des Scheins.

Doch langsam mit Geduld und stetem Feuer,
Den Felsen forme ich, an dem die Welt
Der Leiden, Hoffnungen und Ungeheuer
Wie eine Kugel aus Kristall zerschellt.

Erst wenn die Freuden und die Traurigkeiten
Versunken sind in bodenloses Nichts,
Dann scheide ich, verklärt aus allen Zeiten
Und gehe auf im Meere weißen Lichts.

Burghardt ist zum Dichter gereift. Trägt er in der Ukraine einen deutschen Namen, dann nimmt er jetzt einen ukrainischen, nämlich Jurij Klen an, wobei die Wahl deswegen auf den Vornamen Georg fiel, weil dieser für ihn das Symbol des Guten ist, der das Böse, den Drachen besiegt und tötet.

Unter diesem Namen erscheinen 1937 von Hordynskyj redigiert, einem engen Freunde Burghardts, in Krakau-Lemberg seine »Verfluchten Jahre«, ein 800 Verse umfassendes Poem in Oktaven geschrieben, das Fazit aus der Revolutionszeit der Ukraine.

Hier klingt die Warnung durch vor zunehmender Mechanisierung, vor der wachsenden Macht des Staates, der jedwede Norm vorschreibt, Warnungen, die die »Asche vom Weltenbrand« später noch viel mächtiger aufgreifen wird:

Der Staat ist nur ein Apparat,
und wir, wir sind bloß kleine Räder.
Es werde jeder geistig ein Kastrat,
vor eigenen Gedanken hüt' sich jeder!

Eine jedem Geist seelenfeindliche Atmosphäre wird geschaffen, die den Untergang des Individuums bedeutet.

Gedanken, Taten werden reguliert,
aus Wörterbüchern »Seel« und »Geist« gestrichen,
und das Gehirn zweckmäßig präpariert,
damit einander alle gleichen.

Es ist zum zweiten Male, daß Burghardt eine Zeit durchlebt, die nach seinen Worten »den Intellekt liquidiert« und er wird endgültig zum Emigranten, zum Emigranten in der Emigration, denn nun hat er seine Heimat endgültig verloren und was bleibt, ist, wie er in seinem Erstlingsgedicht »Skovoroda« sagt, »einen Weg zu suchen, der uns aus diesem Seelenchaos herausführt.«

Burghardt übersetzt wiederum René Arcos, Georges Duhamel, Chenevière und Rilke, immer wieder Rilke.

1934 kommt Burghardt als Lektor für Russisch und Ukrainisch an die Universität Münster i. W. und bereitet sich weiter auf seine Habilitation vor. Mit den »Leitmotiven bei Leonid Andreev«, 1941 bei Harrassowitz in Leipzig erschienen, wird er im genannten Jahre Honorarprofessor an der gleichen Universität. Aber schon 1942 beginnt für ihn abermals der Krieg, der ihn wiederum einer harten seelischen Belastungsprobe aussetzt, als er in der Ukraine all das Leid und die Schrecken des Krieges mitansehen muß. Ein ergreifendes Zeugnis davon ist das in die »Asche vom Weltenbrand« aufgenommene Gedicht »Das Vaterland, ein Haufen schwarzer Trümmer«.

Die neu aufgerissenen, noch nicht vernarbten Wunden machen Burghardts Stil realistischer, beinahe naturalistisch und gleichzeitig symbolträchtiger. Die Gegensätze verschärfen sich, der Stil wird gebrochen, der Stoff droht die Form zu überwältigen und doch gelingt es Burghardt, gerade durch klassische Form den elemen-

taren Leidensstoff der Menschheit in seiner Gegensätzlichkeit noch plastischer werden zu lassen

Oben am Berg erhebt in einem Wald
ein Kloster sich, mit Türmen, schlank,
Doch jetzt sind Berg und auch der Wald
Wie Hollandkäse, kahl und blank.

.

Verbrannter Leichen Aasgeruch
hüllt Human ein mit Schreck und Bangen
und wie ein schwarzes Leichentuch
zieht er durch's Dorf wie schwarze Schlangen.

Aber im Feld der frische Wind
macht bald uns wieder frohgemut.
Durch Ladyžan zieh'n wir geschwind.
Der Felder Weite rot vom Blut.

Der Dichter leidet, leidet mit allen Fibern seines Seins. Und aus all diesem Leide bringt er es fertig, an seinen erst in Deutschland geborenen Sohn Gedichte von zarterster Innigkeit zu schreiben:

Lieber Gott, du hast gemacht
Mond und Sonne und die Sterne
und der Wolken goldne Pracht.
Zu Dir schau ich in die Ferne.

Du machst grün den schönen Wald,
schenkst auch Blumen unsrem Garten,
Schick mir meinen Papa bald,
laß mich nicht so lange warten.

Dein ist jeder Strauch und Stein,
Schütz den Vöglein ihre Nester,
schütze Mama und die Schwester
Weil ich bin so klein und rein,
Sollst du immer bei mir sein.

Und Burghardt wurde gerettet aus diesem Chaos. Den körperlichen Strapazen nicht gewachsen, kommt er in die Heimat zurück. Eine Berufung nach Prag läßt nochmals einen Schein des Friedens aufleuchten. Unermüdlich arbeitet der Dichter an der Zusammenstellung der Gedichte für die Sammlung »Die Karavellen« und das große Konzept für seine »Asche vom Weltbrand« beginnt immer konkretere Formen anzunehmen.

Seine Wohnung am Vyšehrad schien eine Insel des Friedens zu werden. Er hält Vorlesungen an der deutschen und ukrainischen Universität und sein gastfreies Heim hat viele Gäste von Rang und Namen. Der Dichter Panas Fedenko, der bei vielen Dichterlesungen, die im Hause Burghardt-Klen veranstaltet werden, häufig zugegen ist, erlaubt sich eine scherzhafte Mystifikation, indem er Burghardt einen quasi frisch entdeckten und unbekannten Dichter vorliest. Dies scheint den Anstoß

zu den später zusammen mit Mosendz in Tirol verfaßten Scherzgedichten des »Horotak« gegeben zu haben.

Eines Tages hört Burghardt ein Sibelius-Konzert und tief ergriffen schreibt er »Den Schwan Suomis«, der später in der »Asche vom Weltenbrand« seinen würdigen Platz einnehmen wird. Zum erstenmal hören wir dieses mächtige Aufbäumen der uns umtosenden Gewalten, dem wir nichts entgegensetzen haben, als nur die Zuversicht, daß die Gier der irdischen Welt nicht hineinreicht in die Welt des Geistes.

Der Schwan Suomis

O Finnland – mein Land, dessen Ufer umdonnern
des Meeres gewaltige, gischende Flut,
O Finnland — du Schrei, der mein Herz macht beklommen.
Die Seele mir bricht und erdrückt Sturmeswut.

O Finnland, du mächtige Festung im Donner
mit dem Gottes Strafe Europa ereilt,
denn sterbend dein Schwan, du mein herrlich Suomi,
die gleißenden Flügel am Wasser zerteilt.

Sibelius spielt - im Brausen die Meere
erwidern das Spiel und es klatschen die Seen
mit Macht gegen Blöcke, gen Felsen und Berge.
Im Brausen und Tosen die Seelen vergehn.

Das Wasser es steigt, die Flut, sie wächst an,
das Steuer entreißen den Händen die Winde.
Das Herz ist ein kleiner, gebrechlicher Kahn
um bald vom Klang übergossen zu sinken.

Akkordvoll schwillt an die so mächtige Flamme.
Versinkt dort nicht etwas im tosenden Schaum?
Es stirbt dort dein Schwan, das Symbol deines Landes.
Zerrissen die Flügel, vergangen der Traum.

Sibelius, Bildwerk aus göttlichen Klängen,
du streust in das Weltall die Saaten der Stund.
Es meißeln mit Herrschergebärde die Hände
den Marmor der Lieder, dem Auge nicht kund.

Noch tausendmal wird unter Klängen verenden
Dein Schwan, o Suomi, mit sinkender Kraft.
Doch nie wird dein Schwan diesen Tod anerkennen,
wenn sterbend er sinkt in der wogenden Pracht.

Barbaren, berauschet vom Blut und vom Rauche
schon stießen sie vor zu der Seen blauen Zier,
doch hin zu den Statuen, nicht sichtbar dem Auge,
die herrschenden im Liede, reicht nicht ihre Gier.

Die blutrünst'ge Horde, sie kann nicht zertreten,
zerstampfen in Stücke, in Wildheit zerhaun,
die Halle des Tempels kann sie nicht betreten,
vom Liebling der Musen aus Tönen gehau'n.

1943 erscheinen im Verlage Jurij Tyščenkos seine »Karavellen«, 53 Gedichte, die ihrer Entstehungszeit nach in den Zeitraum von 1929 bis 1939 gehören, mit des Dichters Prager Zeit, in der er schon ganz der »Asche vom Weltbrand« lebt, nicht mehr verbunden.

Die ersten, noch in der Ukraine entstandenen Gedichte mit Skovoroda am Anfang, sind innigste Naturschilderungen, meist ist es der Herbst, der für den Dichter Erfüllung und Verheißung ist, die Aussage eines reifen Mannes:

Der Ewigkeit entgegen reif
Ich, bin der schlafumfangne Weiher.
Auf grünen Gräsern liegt ein Morgenreif,
Rings eine sonderbare Weihe.

In Trauer löst sich auf der Teich . . .
Da geht ein Raunen in den Bäumen:
»Es kommt ein Frühling noch so reich,
daß du nicht wagst, von ihm zu träumen.«

Wer hört aus den zarten Naturgedichten nicht George heraus?

Wir brachen blühenden Jasmin.
Wir streuten lose Rosen hin
Und lasen dann zu zweit George
Im weißen Rausch der Blütenorgie.

Ein leiser Hauch trug jedes Wort
Wie leichte Blumenblätter fort.
Es traten weit zurück die Wände.
Wir schwebten durch ein fremd Gelände.

Uns trug ein goldner Kahn vom Strand,
Der langsam in der Ferne schwand,
Im Dunste lyrischer Gedichte,
In eines Nebels blauem Lichte.

Gumilevs Tatendrang und Streben in die Ferne ist der gleichermaßen nordischen Wikingerseele Burghardt-Klens nicht fremd. Auch er stürmt hinaus aufs weite Meer, seiner Sehnsucht nach, die erst an andern Ufern einer jenseitigen Welt zur Ruhe kommen wird:

Wer weiter folgt den Suchern kühn,
der wird in grauer Ferne sehen
ein andres Morgenrot erblühn
und strahlend aus dem Dunst erstehen.

Die provenzalischen Troubadours mit ihrer ritterlichen Minne rücken ihn in die Nähe von Bloks »Rose und Kreuz« mit ihrer Bewunderung des Mittelalters. Über Cäsar und Kleopatra erreichen wir das von Burghardt überaus geliebte Sujet

der Jungfrau von Orleans, wie seine mehrsprachigen Varianten bezeugen. Doch die Retterin Frankreichs wird symbolhaft hinübergetragen in die Ukraine:

In die Ferne hinaus! Sucht Johanna,
Die das Schicksal in Garben bindet!
Ob ihr in der Steppe sie findet,
Wo der Ostwind ihr singt Hosianna?

Die ukrainische Heimat tritt in den Vordergrund, die Sehnsucht in fremde Fernen findet ihre Umkehr zur unstillbaren Sehnsucht nach seiner ukrainischen Heimat. Sie dient ihm in seinem Gedicht »Wir« zur scharfen Stellungnahme gegen Bloks »Skythen«, stellt die von den ukrainischen Neoklassikern verfochtene Kultursynkresie von Ost und West dem Blokschen Panmongolismus gegenüber.

Die Leidensgeschichte der Ukraine wird vielfach besungen, so in der »Ukraine«, die als einzige Rettung aus irdischem Leide die eigene Stärke predigt, den im georgischen Sinne »Sieg über das Leid«. Der Leidenskelch muß bis zur Neige getrunken werden, dann erst gibt es Erlösung, droben wird alles genau aufgezeichnet und Leid und Schmerz werden sich dereinst in ewige Freude verwandeln. Die Zeit der Hungersnot und die Flucht der ukrainischen Bauern in die Städte wird in großartiger Weise mit Rilke und Verhaerens »Le Départ« verbunden. Der Vers libre findet Anwendung, um das Grauen zu schildern und steht dem im klassischen Versmaß gebrachten Sujet aus Rilke entlehnt gegenüber.

Aus all diesem Chaos sucht Burghardt-Klen einen Ausweg zu finden und das Symbol dafür ist die Sophienkathedrale, die mit ihren Kuppeln in das ewige Blau einer unzerstörbaren jenseitigen Welt hinaufragt, denn nur dort oben, in der unsichtbaren Welt, der einzig wahren, ist Rettung.

Mit diesen Gedanken und dem Gedicht »Terzinen« ragen wir bereits in die »Asche vom Weltenbrand« hinein, die er in der platonischen Ideenlehre fußend beginnt und in augustinischer Gottesnähe beendet.

Aber noch ist es nicht so weit, noch ist der Kelch nicht ausgetrunken, noch steht ihm die letzte Leidensstation bevor und nach dem Rilke-Wort »legte Gott bereits nach einem großen Sommer seinen Schatten auf die Sonnenuhren und befahl den letzten Früchten voll zu sein« und Burghardt antwortet mit Rilke:

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
Die sich über die Dinge ziehn,
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
Aber versuchen will ich ihn.

Abermals hinausgeschleudert in das Nichts, findet sich Burghardt in Tirol wieder, dessen Berge in ihm Krim-Erinnerungen wachrufen. Er lebt nur noch seiner ukrainischen Heimat, die er bereits ins Geistige sublimiert hatte und immer tiefer drang er in jene andere, wirkliche Welt der reinen Idee ein, einer Welt, »in der es gleichfalls Sterne hat und Sonnen, und Seen still, durchsichtig und versonnen«.

Am 5. Juni 1945 schreibt Burghardt in Volderwildbad folgendes Gedicht:

Herbststimmung

Die Jahre werden immer karger.
Die Luft ist kühl und klar und herb.
Die Stunden ruhn im goldnen Sarge.
Mit großen Schritten naht der Herbst.

Und lauschend späht man in die Ferne
Von einer Sehnsucht hohem Turm,
Ob nicht die ersten Abendsterne
zu rotem Brand entfacht ein Sturm.

Nein! Über allem webt die Stille
ihr blaues, flutendes Gewand,
und von den Dingen fällt die Hülle
in Gottes aufgeschlossene Hand.

In lichtem Glanze wogen Weiten
wie reifes Korn in leisem Wind.
Willst du nicht durch das Flimmern schreiten
und wunschlos werden wie ein Kind?

Laß dich berauschen von den Farben,
Von dieser späten, sanften Glut:
die Jahre liegen da in Garben;
der Herbst ist gnadenvoll und gut.

Er war gnadenvoll und gut, der Herbst seines Lebens, der »die letzte Süße in den schweren Wein jagte«. Das Haus aber, das Burghardt baute, war nicht für sich, es war für uns alle.

Achttausend Verse schenkte ihm der Herbst, 4 Novellen, noch viele Übersetzungen und Gedichte. Er lebte bereits in einer anderen Welt. Wer ihn kannte, der fühlte diese Erhabenheit mit ehrfürchtigem Schauern in seiner eigenen Seele wiederbeben. Und daneben jagte ihn das Leben, hetzte ihn von Ort zu Ort, von Salzburg nach Bregenz, von Innsbruck nach München, Regensburg, Augsburg, zurück nach seinem geborgenen Heim in Leutasch-Weidach, das er liebte, als wärs kein Gasthof, sondern seine eigene Heimstätte. Er war nicht mehr gebunden an die irdischen Gesetze, er war anspruchslos wie der heilige Franz von Assisi, ein abgeklärter Pilger, der nicht mehr für sich, nur noch für andere zu sorgen hatte.

Schicksalsschläge drohen ihn in den Abgrund zu reißen. Der Lehrauftrag in Innsbruck wird nicht mehr erneuert, seine von ihm redigierte Zeitschrift »Litavry«, die in 6 Nummern in Salzburg herauskam, wurde auf höheren Befehl eingestellt. Aber er schaffte weiter, rast- und ruhelos, als spürte er die Notwendigkeit der Eile, bevor der Schnitter kam und ihm die Feder entwand.

Sein Schaffen galt uns. In diesem Zeichen steht die gesamte »Asche vom Weltenbrand«. All sein Erleben, seine Erfahrung, seinen Trost und seine Lösung gab er

uns in diesem Werke mit. Er hob sich hinaus über provinzielle und nationale Enge, alle gleichermaßen ansprechend.

Er hatte ein Recht dazu, denn er lebte bereits an jenem lichten Strand der Erkenntnis, an dessen Horizont der Saum von Gottes Kleid erglänzte. Der Mensch, der ihn am besten kannte und noch unter uns weilt, seine Schwester Frau Dr. Josefine Burghardt, sagt von ihm:

»Der Gesang ›Als in dem Abendrot die Ferne‹ könnte die ›Vision‹ genannt werden. Über seine Entstehung kann ich folgendes berichten: Es war im Jahre 1931, bevor der Dichter Kiev endgültig verlassen hatte und in das Land seiner Väter gegangen war. An einem Spätnachmittag arbeitete ich in meinem Zimmer und trat in das Wohnzimmer, um etwas zu holen. Ich sah meinen Bruder auf dem Sofa liegen und mir mit einem sonderbaren Ausdruck entgegenschaun. Seine Augen strahlten wunderbar, was mir um so mehr auffiel, da sie sonst matt glänzend waren (›Augen wie ein Sommerabend‹ äußerte sich einmal eine Person sehr trefflich über seine Augen). Ich blieb stehen und fragte betroffen: ›Was hast du?‹ . . . Nur nach einiger Zeit antwortete er: ›Sonderbar . . . ich sah etwas ganz Besonderes . . . da kamst du herein und auch du warst eine andere . . . wie seltsam . . .‹

»Du hast also geträumt«, sagte ich. »Er sah, daß ich ihn nicht verstanden hatte und sprach nicht weiter darüber. Erst einige Tage später erzählte er mir von der Vision, die er geschaut hatte. Nachher hatte er dieses Erlebnis in dem erwähnten Gesang geschildert. Er sah sich mit vielen anderen Wesen in einem Nebelstrom schwimmen. Auch er war bloß ein leichter Schatten, doch war es ihm bewußt, daß er in den seligen Feldern schwebte. Da ertönte plötzlich von oben ein Gesang. Dieser Gesang ergriff seine Seele und zog ihn mächtig an. In dieser ungekannten Sehnsucht wurde ihm das Glück offenbar, das die Seraphim in den hohen Regionen genießen. Er wußte nun, daß das Ziel seines Lebens sein wird, den Sänger zu finden, der seine Seele zu einem anderen Sein gerufen hat, und er wußte auch, daß er schon längst aufgerufen worden war. Und er schwamm in der Richtung, aus der der mächtige Gesang ertönte, verlor sich auf Irrwegen, an schönen oder abstoßenden Schatten vorbei, über wunderbaren Gefilden. Eins wußte er: in diesem Gesang ist der höchste Inhalt des Seins und daß er den Sänger, der seine Seele für ewig ergriffen hat, finden muß.« . . .

Das muß man wissen, wenn man an die Erklärung seiner »Asche vom Weltensbrand« herantritt. Alles steht in diesem Bezug zu dem Höheren. Alles ist dualistisch. Der erste Teil, weil er das eigene idyllisch-bukolische Erleben des Dichters der kalten Grausamkeit entgegensetzt. Die absterbende Romantik des 19. Jahrhunderts wird dem 20. Jahrhundert der Flugzeuge und der Atombombe gegenübergestellt. Die graue Wirklichkeit des zweiten Teiles wird in klassischen Terzinen der »göttlichen Komödie« in Verquickung mit der »ungöttlichen Komödie« wiederum dualistisch geschildert.

Der Mensch in seiner dualistischen Veranlagung steht im Mittelpunkt all dieser Geschehnisse und dient dem Dichter dazu, aufzuzeigen, wie man sich aus diesem Seelenchaos retten kann.

Der infernalischen Hölle der alles Leben zerstörenden Bombenangriffe wird die himmelstrebende Gottesstille mittelalterlicher gotischer Kathedralen entgegengesetzt. Den von teuflischen Gehirnen ersonnenen Qualen der natilnasozialistischen Henkersknechte stehen die Klagen Jeremias' und die Beschwörungen des großen Zadyk gegenüber.

Aus diesem Chaos hat der Mensch seine Seele zu retten. Die Wirrnis, die der Mensch kraft seiner Anlage selbst geschaffen hat, erstickte seine Seele, vergrub sie tief unter dem Abfall unserer Laster, daß ihre Stimme kaum noch zu hören ist. Doch als der infernalische Lärm berstender Phosphorbomben verklungen, der letzte Rauch über den Trümmerhaufen ehemaliger Kathedralen und menschlicher Behausungen sich verzogen hat, erst als der Mensch in das tiefste Nichts nach dem Zweiten Weltkrieg geschleudert worden war und die letzte Hülle von seiner Seele gerissen ist, erst da hört er seine Stimme, die Stimme seiner ihn rettenden Seele. So ist Burghardt zum ewig-gültigen Mahner und Führer der gesamten Menschheit geworden und hier mag das Rätsel seine Lösung finden, warum Burghardt, der Deutsche, zum Ukrainer geworden ist, denn nur der Dulder wird zum Seher. Dies ist aus seinem »Vermächtnis« ersichtlich, das wir in der Übersetzung von Frau Dr. Josefine Burghardt auszugsweise bringen wollen:

Das Vermächtnis:

Die ferne Weite, Mensch, umfasse,
von ganzer Seel' sie lieben lern,
die schneebedeckten Bergterrassen
und die noch unerforschte Fern'.

.

Die Sehnsucht lockt dich in die Ferne,
rollst auf vor dir die fremde Au;
ringsum – die kalte Ruh' der Sterne,
dort triffst du weder Freund noch Frau.

Doch jener, der den Weg vollendet,
die Leer' durchschritten hat, erfährt,
was drüben ist und wo das Ende
der Einsamkeit, die du durchquert.

Dieses Ende hat Jurij Klen am 30. 10. 1947 um 18 Uhr in Augsburg siegend erreicht, denn sein Geist lebt unsterblich weiter, so wie Nadson sagt:

O sagt mir nicht: er ist gestorben! Seht: er lebt!
Zerschlagen mag der Weihaltar am Boden liegen,
Ein flammend Feuer sich noch über ihn erhebt.
Zerrissen mag die Rose sein, noch blüht sie fort in ferne Zeiten,
Zerbrochen mag die Harfe sein, noch schluchzet ein Akkord in den
zerborstnen Saiten.

DREIMAL KOWALTSCHUK

Wolodymyr

München ist eine schöne Stadt, und sie ist ein fester Boden unter meinen Füßen, die müde sind nach ihren langen Irrfahrten. Der Himmel ist überall hoch; und über München ist er im Sommer tiefblau, im Winter aber kristallklar. Oft winken mir die Berge zu, aus der Ferne, mit weißen Häuptern. Früher hätten sie mich verlockt zu langen Wanderungen und fröhlicher Ferienfahrt. Heute bin ich alt, und nur meine Augen grüßen hinüber zu den Höhen, um die die Winde brausen und die Wolken ziehen.

Ja, ich bin alt. Der Geist ist müde geworden, und der Mut ist nicht mehr so frisch wie in den Jugendtagen. Die Knochen sind steif vom vielen Wandern und Sichversteckenmüssen. Meine Wohnung ist klein. Sie liegt im dritten Stock eines grauen Hauses – fern der Heimat, wo der Storch auf dem Dach meines Vaterhauses brütete und dahinter die schlanken Erlen wuchsen, auf die ich immer hinausschaute, wenn ich über den Schulbüchern saß und mich mit den Rechenaufgaben herumschlug. Sie ist bis heute nicht meine Freundin geworden, die Kunst der Zahlen. Nur Bruder Andrij, der beherrschte sie spielend, der half mir, obgleich er drei Jahre jünger war als ich. Wenn ich die Augen schliesse, sehe ich deutlich sein helles Gesicht vor mir: die ernsten harten Augen, die breite Nase, den feinen Flaum auf der hohen Stirn. Wo mag er wohl heute sein, der kluge Andrij, der immer so still war und nie richtig wild mit uns toben konnte? Da war die Slava schon anders, das kecke Ding mit den dunklen Hängezöpfen und Augen, so blank wie Kupferstücke. Mutter hatte immer ein wenig Angst um sie. Heute weiß ich auch warum. Kecke kleine Mädchen mit wißbegierigen Stupsnasen geraten schnell ins Unglück, wenn man nicht auf sie aufpaßt. Aber der Vater lachte laut, wenn Mutter davon zu ihm sprach, heimlich, daß wir es nicht hören sollten. Ich hörte es dennoch, ich lauschte damals ein wenig hinter der Tür, trotzdem das Gewissen mir schlug.

Vater lachte überhaupt gern, und manchmal war es, als ginge die Sonne auf, wenn er an einem trüben Tag in die Stube trat. Um seinen grauen Bart spielten die Lachfältchen, und an seinen Augen war ein ganzes Netz von feinen Rillen. Alle vom Lachen. Vater war das, was sein Name sagt: ein Kowaltschuk, ein Schmied. Und Mutter war das, was ihr Vorname verriet: nämlich Luba, die wortwörtliche Liebe. Ich glaube, wenn ich es heute recht bedenke, dann war der Wildfang, die Slava, Vaters Liebling, und für Mutter war ich es. Der stille Andrij stand immer dazwischen. Mutter scheute sich wohl, ihn nach seinen Gedanken zu fragen. Meistens wich er ihr aus.

Hinter den Erlen, auf die ich oft so mißmutig schaute, lag eine große grüne Wiese, und hinter der Wiese begannen die Kornfelder. Weit, weit, bis an den Horizont. Die Slava hatte sich einmal darin verirrt, und das ganze Dorf suchte nach ihr, bis man sie endlich fand. Es war schon später Abend und die Mutter kniete in der Ecke vor der Ewigen Lampe und betete mit tränererstickter Stimme, da brachte sie der Vater. Sie schlief friedlich und murmelte im Schlaf etwas von den kleinen Blumenelfen, die sie im Korn gesehen. Mohnelfchen, sagte sie, die hätten feuerrote Kleider angehabt und feuerrote Mützchen darüber.

Als Slava größer wurde, fuhren wir einmal nach Kiev. Das ist eine ungeheuer große, ungeheuer schöne Stadt. München ist auch schön, aber so schön wie Kiev? Ich weiß nicht. Die Kirchen sind prächtig und ihre Dächer glänzen wie pures Gold. In Deutschland sind die Türme der Dome so schmal, sie stehen in den Himmel und verwunden ihnen mit ihren Skitzen, aber in Kiev ruhen breite Kuppeln auf den Gotteshäusern, und tritt man ein, so tut sich das Paradies auf. Ich habe damals als kleiner Junge den Chor gehört. Heute noch meine ich, es müssen Engel gewesen sein, die Gott lobten, denn die Stimmen kamen aus der Höhe, brausend und herrlich, und rein wie himmlischer Tau. Ich schämte mich anfangs meiner groben Kleider, aber Mutter schalt mich sanft und sagte, wir wären arme, unfreie Menschen. Gott würde wohl wissen, daß unsere Herzen gut wären und voller Sehnsucht nach Freiheit.

Auch einen Hafen hat Kiev, denn der Dnjepr strömt mit ruhigem Gleiten durch die uralte Hauptstadt der Ukraine. Aber im Hafen lagen viele russische Schiffe, und der Vater machte schmale Augen, als er sie sah. Ich habe es niemals vergessen, daß er damals nicht lachte. Später habe ich immer an Kiev denken müssen, als die Kanonen sprachen und die Furie des Krieges in den ehrwürdigen Mauern wütete. Es ist so vieles zerstört worden in Kiev, daß es nie wieder so aufgebaut werden kann.

Ich habe mir neulich einen alten Plattenspieler gekauft. Und besonders an Feiertagen, wenn die Deutschen das Weihnachtsfest begehen oder Ostern, dann sitze ich davor und höre die alten ukrainischen Volkslieder, die so schwermütig sind oder so von Herzen fröhlich. Dann sehe ich noch das junge Volk vor mir, auf der Tenne, mit blanken Augen und blanken Stiefeln, und die bunten Bänder der Mädchen fliegen mit ihren Zöpfen um die Wette. Mein Gott, was konnten wir tanzen! Und was haben wir getanzt! Dann kamen die breiten Stickereien auf den Blusen der Mädchen recht prächtig zur Geltung und die Borten an unseren gebleichten Hemden. Dann klatschten die Alten den Takt oder sprangen mit uns im wildbewegten Kreis. Ich muß immer lachen, wenn ich die Verrenkungen der Jugend in den deutschen Tanzcafés sehe. Das ist nichts gegen unsere wilden Sprünge, gegen die Anmut unserer Mädchen. Wie das lockte im Tanz, wie das begehrte, abwehrte, zurückwies, wieder lockte und eroberte! Das kann man nur in einem ukrainischen Tanz ausdrücken, nicht in der rohen Jazzakrobatik gedankenloser Zerstreuungstänze. Für uns war das Tanzen Selbstzweck.

Aber die Welt ist anders geworden. Sicher auch in meiner Heimat, die ich nicht mehr kenne und die mich nicht mehr kennt. Ein alter Emigrant bin ich, Gast in einem fremden Lande, das seine eigenen Sorgen hat, seine Probleme und seine Freuden. Wir hatten damals auch Sorgen, denn das Land seufzte unter dem Druck der Moskauer Herren. Es quälte sich und hungerte, es blutete und litt, aber es war doch unser Land, unsere Heimat. Geteilt und zerrissen, aber doch geeint durch das Band der Heimatliebe.

Für diese Heimat bin ich in den Kampf gezogen, für diese Heimat habe ich alle meine Kräfte geopfert. Vater und Mutter wurden mir genommen. Der Vater durch den Krieg, die Mutter durch den Hunger. Die Schmiede lag zerstört da, als ich sie verließ. Sowjetische Soldaten steckten sie an. Ich aber ging zu rächen, zu helfen, zu leiden. Ich habe gelitten. Mehr als andere und härter als andere. Im eigenen Lande verfolgt, gejagt wie ein ausgestoßenes Tier, flüchtig wie ein Verbrecher. So kam ich nach Deutschland und bat um Asyl. Es wurde mir gewährt. Viele meiner Landsleute leben hier, und alle eint die Sehnsucht und die Hoffnung.

Ich aber bin alt und werde den Tag der Freiheit nicht mehr erleben. Das Dorf, in dem die Schmiede stand, ist immer noch auf der Landkarte zu finden. Sicher leben noch Menschen dort, die mich einstmals gekannt und geliebt haben, ich aber sitze vor dem Plattenspieler und zaubere Illusionen vor mein geistiges Auge. Träume, die trösten und quälen zugleich. Draußen rasseln die Straßenbahnen vorbei, klingt der Lärm der Großstadt an mein Ohr, aber manchmal ist es mir, als hörte ich das Hämmern aus der Schmiede, und vom Waldrand her tönt das Krächzen des Eichelhähers, und der dunkle Ruf der Unken lockt aus den Teichen. Und ich bilde mir einen Augenblick ein, es wäre Friede. Um mein Haus herum blühten die Blumen und ich ginge durch weite, wogende Kornfelder, an jeder Hand einen Buben. Und der eine, der mit den blonden, trotzigsten Haaren, schaut zu mir auf und sagt: »Nicht wahr, Vater, das ist meine Heimat, die große, die weite, die freie Ukraine.« »Ja«, sage ich, und dann schrecke ich auf und mein Gesicht ist naß von Tränen.

Andrij

Eben hat der Zeiger der Normaluhr unseres großen Werkes den Feierabend angezeigt. Es ist spät, und wir haben Überstunden gemacht. Wir machen immer Überstunden, denn der Plan ist noch nicht erfüllt, und der Genosse Direktor zieht ein verzweifelter Gesicht, wenn er mich trifft. »Andrij Andrijewytsch«, sagt er, »es darf nicht wieder vorkommen, daß die große Fräsmaschine ausfällt.« »Nein«, rufe ich dann und drücke ihm beruhigend die Hand, »es wird nicht wieder vorkommen!«

Doch jetzt atme ich ganz tief die klare Winterluft ein, die mir entgegenschlägt. Draußen, vor der großen Werkshalle, quirlen die Arbeiter durcheinander. Sie

müssen weiterschaffen, haben immer noch keine Zeit nach Hause zu gehen, aber der Wagen des Direktors braust schon durch das Tor, über dem das große Transparent hängt: »Unser Sieg ist der Sieg über den Kapitalismus!«

Ich schlage den Kragen meines Halbpelzes in die Höhe, denn es bläst ein scharfer Wind von der Charkow her. Der Schnee knirscht unter meinen Füßen, aber er ist nicht so reinweiß, wie ich ihn liebe. Nie wieder habe ich einen so feinen, flockigen, daunenreinen Schnee gesehen wie in meinem Heimatdorf. Immer wenn es Winter wird in dieser riesigen Industriestadt, muß ich daran denken. Sonst sind meine Gedanken bei der Arbeit, bei der Norm, beim Plan und bei den politischen Schulungen, die ich zweimal in der Woche abhalten muß. Aber an einem Tag wie heute läßt sich die Erinnerung nicht verbannen. So weit sie auch zurückliegt und so romantisch sie mir auch erscheint.

Slava schrieb neulich, daß »Väterchen Kälte« den Kindern diesmal nicht viel bringen wird und daß die Kartoffeln knapp sind und die Butter auch. Aber Slava ist leider so wenig fortschrittlich und versteht die großen Zusammenhänge nicht. Alle Fäden laufen in der Partei zusammen, doch Slava ist konservativ und will nicht in die Partei, obgleich es für sie besser wäre und für die beiden Kinder auch. Ich verstehe nicht, daß unsere Familie so wenig ehrgeizig ist. Das war schon damals so, als ich noch ein kleiner Junge war und Wolodymyr immer von der Mutter verzogen wurde. Wolodymyr! Fast hätte ich ihn ganz vergessen. Dabei ist er das schwarze Schaf gewesen, nicht ich. Ob er noch lebt, der jugendliche Held, der so ganz und gar am Fortschritt vorbeiging und am Glück, das Arbeit heißt? Manchmal kommt es mir zwar so vor, als wäre die Arbeit nicht alles, was ein Mensch besitzt. Wenn ich dann aber in den Büchern lese, die unsere großen Denker schrieben, dann bin ich wieder ganz sicher, und nichts anderes findet in mir Platz, als die Melodie der Maschinen und das Klingen der Eisenhämmer.

Durch meine Jugend klang auch ein Hämmern. Das war mein Vater, der in der Schmiede schuftete und der sich nicht anfreunden konnte mit den Ideen des Kommunismus. Eigentlich bin ich mitten im Separatismus groß geworden, und es ist ein Wunder, daß ich mich freimachte von all dem religiösen Ballast meines Elternhauses. Wann ist das eigentlich gewesen? Beim Militär doch noch nicht? Da war ich Soldat wie die anderen auch und verteidigte das Land gegen die Deutschen. Es muß später gewesen sein. Später, als Tamara zu mir kam und wir mit heißen Köpfen Lenin lasen und Marx. Tamara war weiter als ich, viel weiter. Und sie sah klar in die Zukunft, trotz des Elends, das uns umgab. Sie hoffte auf unseren Sieg, auf den Sieg der Arbeiterklasse über die Besitzenden. Sie behielt recht. Jetzt gibt es einen Gagarin bei uns, und auf dem Mond weht die rote Fahne.

Wie still es hier ist, hier draußen in der Komsomolzenstraße. Die Häuser brechen bald zusammen unter der Schneelast, und kein Kind rodelt mehr mit dem Schlitten die Straße herunter. Es ist zu spät, 10 Uhr vorbei, und der Tag geht zu Ende. Ob Tamara schon zu Hause ist? Tamara, die immer noch nicht weiß, daß ich einen Bruder habe, der mit den Faschisten gemeinsame Sache machte? Die

mich womöglich verlassen würde, wenn sie es jemals hörte? Auch mein Sohn darf es nicht wissen, der mich immer so überlegen mustert mit seinen überhellen Augen, die er von Tamara geerbt hat.

Eigentlich habe ich gar keinen Appetit auf die kalte Grütze, die in der Küche steht, die wir gemeinsam mit den Michailows benutzen. Aber es ist nichts anderes da, und schließlich ist es ja auch nicht die Hauptsache, was man in den Mund steckt. Mutter hat uns viel zu sehr verweichlicht. Da gab es immer Abwechslung in der Kost, so einfach sie war. Aber Mutter war eben nur Hausfrau und weiter nichts. Tamara ist Lehrerin. Sie ist es mit Leib und Seele, und sie hat schon zwei Auszeichnungen bekommen. Nun frißt der Ehrgeiz an ihr: Sie will »Verdiente Lehrerin des Volkes« werden. Sie lernt bis spät in die Nacht hinein, und wenn ich sie an mich ziehe, dann wehrt sie ab mit ihren schmalen, harten Händen: »Laß mich, Andrij, laß mich. Unser persönliches Leben ist jetzt ausgeschaltet. Geh ins Kino oder in die Bibliothek.« Ich gehe nicht ins Kino. Ich setze mich zur Witwe Schura in die Küche und sehe dem Teekessel zu, der kleine, dampfende Puffer von sich gibt.

Warum muß ich jetzt seufzen? Ich habe gar keinen Grund. Höchstens dann, wenn die Fräsmaschine noch einmal kaputtgehen sollte. Aber das wird sie nicht. Ich bin schließlich Ingenieur. Einer von den guten, einer, auf den man sich verlassen kann, im Kleinen wie im Großen. Was schreibt Slava? »Väterchen Kälte?« Ist es denn schon soweit? Wahrhaftig, nächste Woche haben wir den 1. Januar. Dann wird gefeiert, und das Ballett tanzt in der Oper für die Arbeiter. Ich hätte es bald vergessen. Auch Tamara hat nicht mehr daran gedacht. Früher, als ich ein Junge war, gingen wir in die Messe, und jeder von uns hatte eine Laterne in der Hand, die leuchtete weithin über den Schnee. Und wenn die Wölfe heulten, verkrochen wir uns hinter dem Vater. Heute gibt es keine Wölfe mehr in meiner Heimat. Der Lärm und Rauch der neuen Fabriken hat sie vertrieben. Wo früher die einsamen Gehöfte standen, sind jetzt Silos gebaut worden, und große Scheunen für die Kolchosen. Eisenbahnen rattern über die Felder, die damals so unberührt dalagen und die Saaten wärmten. Auch die wilden Wälder stehen nicht mehr. Man hat sie abgeholzt und Arbeiterhäuser dorthin gebaut. Graue Mietskasernen, aus denen abends Akkordeonmusik tönt. Das ist der Fortschritt. Das muß so sein. Und die Alten, die sich nicht daran gewöhnen können, sterben weg. Zwar hört man hier und da noch manches von ukrainischen Familien, die sich nicht aufsaugen lassen wollen von der gewaltigen Welle der Neuzeit. Aber was hilft ihnen das? Gegen den Strom kann man nicht schwimmen. Wolodymyr hat es getan. Wolodymyr, der verschollen ist.

Was ist los mit mir, daß ich heute so viel an damals denke? Nur der Schnee ist schuld, der unsaubere, fleckige, rußige Schnee, der zertrampelt ist von den Füßen der Werktätigen. Der Schnee, der einst so weiß glänzte, daß man dachte, er wäre aus Zucker. Aus lauter Zucker. Lächerlich, daß mir gerade einfällt, wie wenig Zucker wir wieder bekommen haben. In den vergangenen Monaten war es mehr.

Aber diesmal ist die Zuteilung knapp, und es wird nicht mal zu einem Kuchen reichen, den mir die Witwe Schura versprochen hat. Tamara backt ja keinen, sie hat keine Zeit dazu, sie hält es für überflüssig. Als ich noch klein war, da wurde Weihnachten gefeiert. Richtig Weihnachten. Nicht nur der 1. Januar. Durch das kleine Haus am Erlenwand zog ein Duft ... Ich weiß selbst nicht mehr wonach. Es ist schon so lange her.

Dort drüben liegt das große Haus, in dem ich wohne. Ich bin ein Aktivist. Ich habe zwei Zimmer darin und benutze die Gemeinschaftsküche. Doch kenne ich meine Wohnung eigentlich nur bei Lampenlicht. Morgens, wenn ich aufstehe, ist sie noch finster, und abends auch. Aber das muß so sein, denn unsere große Aufgabe fragt nicht nach persönlichem Glück. Sie ist eine gemeinsame Aufgabe. So wie ich auch kein Ukrainer mehr bin, sondern ein Kommunist, ein Verfechter des Fortschritts, ein Mensch ohne Eigenleben.

Slava

Die Krähen sind nach Süden geflogen. Das tun sie immer, wenn die Luft voller Schnee ist. Dauernd werderr es mehr. Vor drei Jahren, da waren es noch zehn oder zwanzig – heute sind es Hunderte. Sie fliegen über die Stoppelfelder wie Unglücksvögel. Unheimlich und dunkel. Oft blicke ich ihnen nach, und meine Gedanken sind wie sie: unheimlich und dunkel. Ich stelle mich hin und schaue zu ihnen auf und mich friert bis ins Mark. Nie habe ich so gefroren, selbst als Kind nicht, wenn ich naß und müde aus der Schule kam. Aber damals war Mutter da, die mir trockene Sachen anzog und mich an den Ofen setzte. Und Vater kam und lachte über seine verfrorrene Maus.

Fliegt nur, ihr Krähen! Fliegt, ihr Gedanken, fliegt mit! Aber sie fliegen nicht mit, sie bleiben hier unter dem Scheitel, wo das Haar so früh grau geworden ist von all dem Leid der bangen Jahre. Wo der Kummer wohnt, die Hoffnungslosigkeit und die ewige Angst vor der Zukunft. Sie sagen, ich hätte in die Partei eintreten sollen, dann wäre es besser geworden, auch mit den Kindern. Aber ich wollte nicht in die Partei eintreten, sie war eine Fremde für mich. Sie vergewaltigt die Menschen und macht sie zu Krüppeln, zu geistigen Krüppeln.

Manchmal muß ich an Wolodymyr denken, dann wird mir etwas leichter zu Sinn. Wolodymyr ist weit fort. München nennen sie die Stadt in Deutschland. Ich kann das Wort nicht aussprechen und auch nicht schreiben, aber ich weiß, daß man dort gut leben kann. Der Mann, der mir die Nachricht brachte, ist tot. Sie haben ihn gefunden, gleich an dem Abend, als er sich in der Scheune verbarg. Jemand hatte ihn gesehen und angezeigt. Mein Gott, was habe ich für Angst ausgestanden in jenen Tagen. Immer glaubte ich, sie würden mich auch holen. Aber der Mann hat geschwiegen wie das Grab. Kein Name kam über seine Lippen, trotzdem sie ihm bitter zugesetzt haben. Nun ist München für mich ein ferner Traum, das Tor zum Paradies fast. Und ich meine, dort müßte immer die

Sonne scheinen, obgleich das töricht von mir ist, denn in Deutschland gibt es auch einen Winter.

Doch was nützen einer alten Kolchosenbäuerin schon die Träume? Von ihnen kann man nicht leben. Und wenn man Witwe ist, dann lebt man wohl überhaupt nicht mehr. Dann rackert man sich mühsam ab für die paar Rubel und die Zuteilungen, die es gibt. Aber die sind knapp. Morgens, wenn ich in den Kuhstall muß, um zu melken, habe ich meine schönste Zeit. Dann ist Marussia schon da und striegelt die Kühe, und sie singt immer dabei. Unsere alten Lieder natürlich, nicht die neuen, die nur vom kommunistischen Fortschritt handeln und von der Norm, die so eine alte Melkerin wie ich doch nicht mehr erfüllen kann. Marussia ist gut. Sie hilft mir, denn sie ist jung und stark, und sie singt wie eine Lerche. Ich schaue auf die Milch, die in den Eimer spritzt, Strahl um Strahl, und manchmal weinen meine Augen wie von selbst. Ich kann nichts dafür, sie gehen mir einfach über. Die Tränen fallen in den Eimer, aber niemand sieht es, denn alle sind mit sich beschäftigt. »Ein Mensch, der weint, ist kein Sowjetmensch«, sagen sie. Ich aber bin eine alte ukrainische Bäuerin, und mein Leben war Arbeit und Angst. Warum sollte ich darum nicht weinen? Manchmal kommt der Kolchosleiter in den Stall. Dann tut er so, als sähe er mich nicht, aber er sieht mich wohl, und seine Augen schielen auf meine Hände, die voller Gichtknoten sind und nicht mehr so können, wie sie wohl wollten. Ich schäme mich meiner Hände und wickle sie oft in die Schürze, die verwaschen ist und voller Löcher. Und dann warte ich, warte auf den Tag, wo ich mich hinlegen kann und sterben. Einfach so. Sie sagen, es gäbe keinen Himmel, in den ich komme. Sie sagen, der liebe Gott sei eine Märchenfigur und die Muttergottes ein überflüssiges Frauenzimmer. Sie beten nicht, und wenn sie ihre Raketen in den Himmel schicken, dann treffen sie niemals auf Gott, sagen sie. Aber Gott wohnt nicht da oben, meine ich, Gott wohnt mitten unter uns und sieht zu, wie wir leiden. Er wartet auf uns in seinem himmlischen Garten. Wo das ist? Wer kann das wissen. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Das ist mein Trost, und darum ertrage ich dieses Leben ohne Murren, wenn auch die Vergangenheit manchmal übermächtig wird und mir keine Ruhe läßt. Besonders in der Nacht. Dann liege ich auf meinem Lager und lausche auf den Wind, der über die Felder singt, wie er früher darüberhin gesungen hat. Dann treten sie aus dem Dunkel, die Schatten, die längst vergangenen, und reden mit mir, wie sie früher redeten, als sie noch warme, vollblütige Menschen waren. Ich alte Frau, ich liege auf meinem Stroh und werde wieder jung, so jung, daß ich mit dem Liebsten unter der Eberesche sitze und den Lerchensang über mir höre wie das Läuten eines Glöckchens. Der Liebste nimmt mich in den Arm und sagt: »Slavitschka, siehst du das Land um uns, das goldene Land, das fruchtbare Land? Das ist die Ukraine.« »Ja«, sage ich und blicke in den Himmel, der blau ist wie die Blume im Korn, »ja«. Und dann spüre ich einen Schmerz in der Brust, heiß und stechend, und wache auf und liege auf meinem Lager in der Melkerinnenstube vom Kolchos. Neben mir schnarcht Marussia, denn sie ist jung und froh und vollbusig und macht sich keine Gedanken.

Wenn in dunkler Frühe der Hammer an die Pflugschar klopft, womit sie uns immer wecken, bin ich müde und zerschlagen und schleiche wie eine Ausgestoßene durch die Ställe. Darin muhen die Kühe. Und die Kühe sind sanft und gut. Ihre großen Augen blicken mich traurig an, denn keine Hand ist da, die sie streichelt. Milchmaschinen sind sie und bekommen ihren freien Tag wie wir. Und wenn sie weniger Milch gegeben haben, bekommen sie keinen zur Strafe. Dann müssen sie Wagen ziehen durch die schlammigen oder geforenen Wege, und der Atem steht vor ihren Mäulern wie eine Dampf Wolke vor Anstrengung. So machen sie es mit uns. Mit dem Vieh wie mit den Menschen.

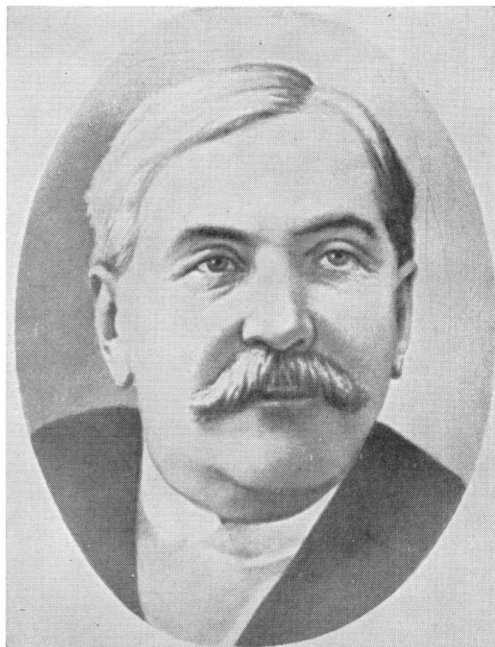
Aber Andrij ist glücklich dabei, so schreibt er. Er kommt zu was, weil er mitmacht und weil Tamara eine Lehrerin ist mit großen, wichtigen Orden.

Mein Mann war ein Bauer, wie es so üblich ist in unserem kleinen Dorf. Doch er hatte keinen Hof und kein Pferd für sich, nur einen alten, klapprigen Handwagen. Mit dem stahl er nachts die Rüben vom Acker, weil wir hungerten, und Hunger weh tut. Zehn Jahre bekam er dafür, und der Staatsanwalt sagte, das wäre noch milde. Wo es doch Sabotage war am volkseigenen Besitz. Sechs Jahre hat er durchgehalten, mein armer Mann, dann ist er gestorben. Sie schrieben, es wäre die Tuberkulose gewesen, aber es war das Heimweh oder der Hunger. Wahrscheinlich beides. Unsere Kinder sind nun groß, aber sie kommen zu nichts, denn es hängt ihnen nach, daß der Onkel ein Verräter ist und der Vater ein Saboteur. Vielleicht hätten sie mich deshalb auch gar nicht aufgenommen in der Partei, wenn Andrij mir auch immer Vorhaltungen macht in seinen Briefen. Was weiß er schon von mir und meinem Leben? Er hat sich kaum darum gekümmert, daß wir fast Hungers starben. Er hat die dicken Bücher gelesen und ist davon satt geworden. Für mich ist er kein Bruder mehr. Er ist ein Fremder, ein Sowjetmensch.

Manchmal hält es mich abends nicht mehr in unserem Gemeinschaftsraum, wo man sitzen muß und den Reden aus dem Lautsprecher zuhören, die man schon auswendig kennt. Dann überkommt mich die Sehnsucht nach dem Alleinsein so heftig, daß ich aufstehe, hinaus auf die Felder laufe, dort stehenbleibe und in den Himmel blicke. Und der Himmel ist weit wie früher auch, wie er es schon seit Ewigkeiten war und in Ewigkeiten sein wird. Nur die Krähen fliegen unter ihm dahin, krächzend und quarrend, wie damals in der Zeit der großen Hungersnöte. Und manchmal fällt eine vom Himmel und bleibt als dunkler Fleck auf der Erde liegen. Ein toter Klumpen, still und leblos. Alles ist wie erloschen. Der Wald, die Erde, das Dorf. Ich gehe zurück und setze mich in meine Ecke, kaue ein wenig an den Sonnenblumenkernen – und denke an früher. Woran sollte ich auch sonst denken, ich alte Frau?

MYKOLA LYSENKO – LEBEN UND WERK

Ukrainischer Komponist



Mykola Lysenko (1842–1912–1962)

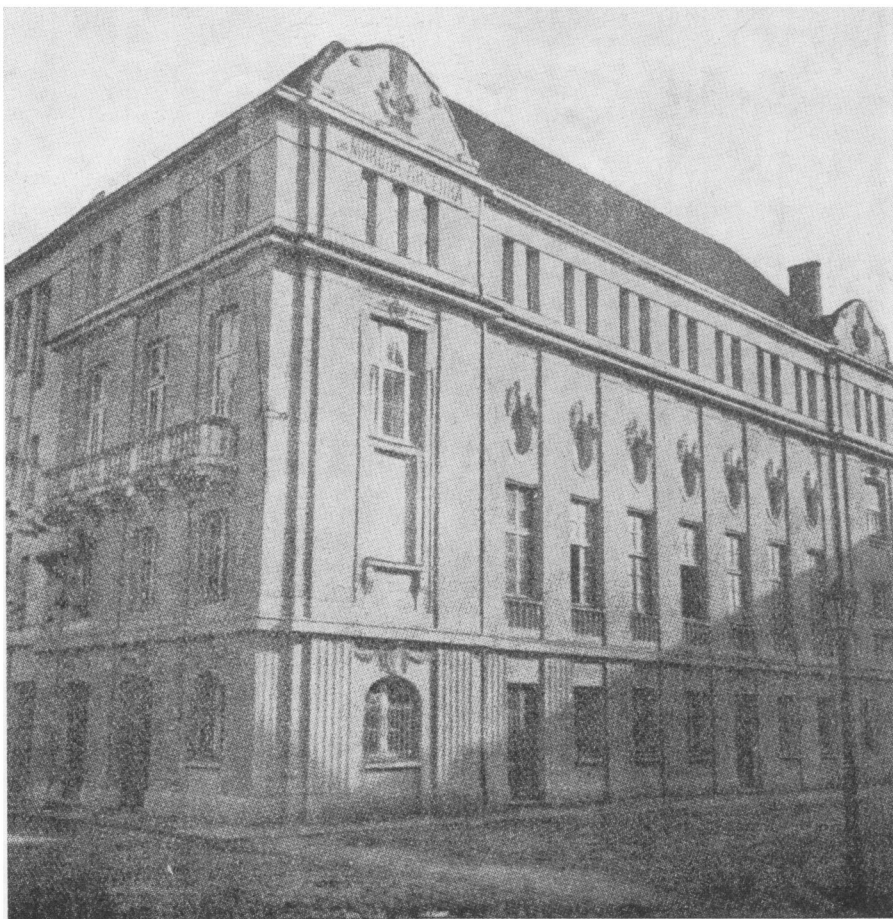
Vor 120 Jahren, am 10. März 1842 wurde in Hrynky bei Poltava, einem alten adeligen Kosakengeschlecht der bedeutendste ukrainische Musiker *Mykola Lysenko* geboren.

Seine musische Neigung und Begabung erbte er von seiner Mutter, die nicht nur eine ausgezeichnete Pianistin, sondern auch seine erste Lehrerin im Klavierunterricht gewesen ist. Bereits als neunjähriger Junge komponierte Lysenko sein erstes Werk – eine Polka. Im Kiever Gedenken-Internat, wo er seine ersten Schuljahre verbrachte, widmete sich der kleine Mykola neben anderen Fächern mit besonderer Vorliebe der Musik. Seine Musiklehrer waren die Tschechen: Nejnkwytsh und Panotschnyi. Aus diesem Internat kam Lysenko in die vierte Klasse eines Charkover Gymnasiums, nach dessen Absolvierung er an den Universitäten Charkov und Kiev Naturwissenschaften studierte. Unbeeinträchtigt von seinem eigentlichen Studium, setzte er bei den Professoren Wollner,

Dmytrijev und Wiltschek sein Musikstudium fort. Zu dieser Zeit lernte er auch die Musik bekannter westeuropäischer Musiker, wie z. B. Bach, Beethoven, Chopin und anderer, gründlich kennen und wurde ein hervorragender Interpret ihrer Werke. Nach Abschluß seines Studiums wurde er im Gebiet von Taraschtschan Schöffenrichter. Aber diese Tätigkeit befriedigte den jungen begabten Musiker durchaus nicht. Seine musikalische Berufung war stärker als die Notwendigkeit Geld zu verdienen. Er entschloß sich ein zweites Mal Student zu werden, diesmal am Leipziger Konservatorium für Musik. Bei den Professoren Reinecke und Richter studierte er mit besonderer Hingabe und es gelang ihm das Konservatorium innerhalb von zwei Jahren zu absolvieren. In seine Heimat zurückgekehrt, wurde er zunächst Lehrer an verschiedenen Musikschulen. In seiner von der Lehrtätigkeit freien Zeit, befaßte sich Lysenko mit dem ukrainischen Volkslied: er bearbeitete bereits vorhandene Lieder und komponierte neue, deren Motive er meistens bei Schewtschenko, dem größten ukrainischen Dichter, fand. Gleichzeitig versuchte er auch Operetten »Natalka Poltavka« zu komponieren. Sein erster Versuch – »Svjata Nič« – die heilige Nacht – wurde nach langen Jahren und mehreren Umarbeitungen schließlich eine Oper. Aber Lysenko merkte jetzt, daß seine Kenntnisse in der Instrumental- und Orchestermusik nur allzu gering waren. Um diese Lücken zu schließen verließ er seine Heimat wiederum und fuhr nach St. Petersburg, um hier bei Rymśky-Korsakow die Technik der Orchestermusik und ihrer Leitung zu studieren.

Von seinem Studium in Petersburg zurückgekehrt, heiratete er in den 70er Jahren die Pianistin Olga Lypśkyj; sein Haus in Kiev wurde nunmehr zu einem Zentrum des ukrainischen Künstlerlebens. Um 1900 gründete er einen eigenen Chor, mit dessen Auftreten er das Volk faszinierte. Lysenko wurde somit zu einer der populärsten Gestalten der Ukraine. Als großer Schewtschenko-Verehrer veranstaltete er zu dessen Ehren Feiern, gab Konzerte und Liederabende, was schließlich sogar zu seiner Verhaftung durch das zaristische Regime führte.

1903 feierte man in fast allen größeren Städten der Ukraine das 35jährige Musikerjubiläum



Musikinstitut Mykola Lysenko in Lemberg

Lysenkos. Aus diesem Anlaß stifteten seine musikalischen Verehrer dem Komponisten eine ansehnliche Geldsumme zum Erwerb eines eigenen Hauses. Er aber verwendete das gespendete Geld zur Gründung einer neuen Musikschule in Kiev, die übrigens auch heute noch in der UdSSR als eine der besten gilt.

Lysenkos Musikstil ist für die Ukraine etwas ganz Neues. Er ließ sich von niemanden beeinflussen, obwohl er viele westliche Komponisten hoch schätzte und vor allem der Ansicht war, von deutschen Musikern, wie Bach, Beethoven, Mozart u. a. lernen zu müssen, jede direkte Nachahmung aber zu vermeiden.

Seine Originalität liegt vor allem auf dem

Gebiet der Volkslieder, deren er nach den Texten Schewtschenkos allein 84 vertonte. Es sind Sololieder, Duette, Quartette, Kantaten und Chorgesänge. Es ist nicht zu leugnen, daß gerade die Dichtung Schewtschenkos ihm zu seiner musikalischen Fülle verholfen hat. Außer mit dem Volkslied befaßte er sich mit dem Komponieren der s. g. Theatermusik – der Oper und Operette. Sein Schaffen auf dem Gebiet der Instrumentalmusik beschränkte sich fast ausschließlich auf das Klavier. Sein Stil ist hier, im Gegensatz zu all seinen anderen Werken dem Chopins ähnlich.

Lysenkos bekannteste Opern sind: »Šwjata Nič« – die Heilige Nacht und »Utoplena« –

die Ertrunkene, Motive aus Gogols Erzählungen, deren Texte Mychajlo Staryčkyj bearbeitete, in dessen Theater in Charkiv sie uraufgeführt wurden.

Als musikalisch wertvollste Oper wird »Taras Bulba« betrachtet, deren Ouvertüre dem Motiv eines alten ukrainischen Volksliedes entnommen ist.

Was an Lysenkos Schaffen noch besonders hervorzuheben wäre, ist die Kinder- und Märchenoper; die bekanntesten unter ihnen sind: »Kosa Deresa« – die unartige Ziege, »Pan Kočkyj« – der gestiefelte Kater, »Zyma i Wesna« – der Winter und der Frühling, »Snihova Kralja« – Schneewittchen.

Das letzte Werk Lysenkos, sein Schwanengesang, ist eine Miniaturoper – ein Einakter: »Nocturne«, die in der ukrainischen Musik als ein wirkliches Kleinod betrachtet werden kann. Mykola Lysenko starb am 24. Oktober 1912. Zusammenfassend darf gesagt werden, daß Lysenko für die ukrainische Musik eine außergewöhnliche Gestalt war, denn er gab ihr einen eigenen Stil, ihr musikalisches »Ich« und wurde – ohne es selbst zu wollen – zum Gründer der professionellen Musikkunst in der Ukraine.

✱

Lidia Archymovyč, »Ein Riese des schöpferischen Gedankens.« Radianśka Kultura, vom 22. März 1962, p. 2. Auszüge:

Das Leben und das Werk des Klassizisten der ukrainischen Musik, Mykola V. Lysenko, stellt eine ganze Ära in der Geschichte der ukrainischen Musikkultur dar; eine Ära von sehr großer Bedeutung, fruchtbar und voll von Lebensfreude und einem Stoff von unvermeidlicher Bedeutung.

Wenn man immer wieder auf Lysenko zurückkommt, wenn man sein schöpferisches Erbe studiert, seine Briefe und theoretischen Arbeiten liest, wenn man über seinen unsterblichen Aufruf zum Kampf für die Ideale des Volkes und für den Realismus in der Kunst nachdenkt, dann erkennt man wieder und wieder, was er für eine gewaltige Gestalt ist, was für ein Gigant des schöpferischen Gedankens, ein Mann, dessen Bedeutung für die Musikgeschichte der Ukraine niemals überschätzt werden kann. Heute sieht die Musikwelt auf den 120. Geburtstag des großen nationalen Komponisten...

Während seiner frühen Studienjahre in Charkiv und später in Kiev wurde er begeistert von der Schönheit der Musikwerke von Mozart, Beethoven, Schubert und Liszt, und zu seiner

Zeit wurde er für einen der besten Interpreten von Chopin und Liszt gehalten. Während der Studienzeit am Leipziger Konservatorium führte er zusammen mit seinem Kollegen Alexander Razmadze Professor Wenzel die Werke von Glinka vor. Ist dies nicht wirklich eine symbolische Handlung? Ein Ukrainer und ein Georgier propagieren im Zentrum von Europa die Musik eines Russen!...

Trotz seines Respekts vor nationaler Würde und trotz seiner Liebe zum ukrainischen Brauchtum und zur ukrainischen Volksmusik, verschloß sich Lysenko niemals den geistigen Schätzen anderer Nationen, sondern er ermunterte ganz im Gegensatz dazu, die guten Beispiele unter den Werken der Musikwelt zu studieren: Bach, Beethoven, Schubert, Smetana, Chopin und Liszt und seine Zeitgenossen, die Russen.

Lysenko ist der Schöpfer der ersten nationalen ukrainischen Heldenoper »Taras Bulba« und er war sich der Bedeutung der berufsmäßigen ukrainischen Musik bewußt. Er legte die ganze Leidenschaft seiner Seele in die brennendsten Sehnsüchte eines Künstlers und Bürgers in seine geliebte musikalische Schöpfung. Tatsächlich, wenn wir zurückblicken auf die ganze Entwicklung der Geschichte, werden wir sehen, daß die Heldenoper und das volkshistorische Drama mit der in den Vordergrund gerückten Darstellung des nationalen Kämpfers und Siegers große Bedeutung angenommen hatten.

In den Jahren um 1860, als die Künstler der Ukraine dem Problem gegenübergestellt waren, wie sie in der Musik die dichterischen Schätze des großen Barden Taras Schewtschenko darstellen sollten, war Lysenko einer der ersten, die »Zapovit« (Das Testament) komponierten und er begann an der Gedenkreihe »Musik zum Kobzar von T. Schewtschenko«. Und wann auch immer es der ukrainischen Musik an der einen oder anderen Gattung fehlte, Lysenko wollte die Lücke unverzüglich schließen. So entstanden seine Kantaten, verschiedene Opernarten, die es vor Lysenko in der Ukraine nicht gegeben hatte, so erreichte auch die Gattung des Sologesangs seine höchste Vollkommenheit in der Schaffensperiode vor dem Oktober und auf diese Weise erschienen auch Beispiele für die ukrainische Klaviermusik.

Jedoch, die lebendigste und wertvollste Antwort des Künstlers auf die Probleme des Tages war seine 1905 entstandene Komposition der Revolutionshymne »Vičnyj Revolutioner« (Ewiger Revolutionär) für die Worte von Ivan Franko, einem Dichter, dessen ideologische Ansichten und Tatkraft für das Wohl der ukrainischen Kultur Lysenko teilte.



ARIEN AUS DER
»TARAS BULBA«-
OPER

*Bekanntschaft
mit Mykola Lysenko*

Solisten:
Halyna Kowal (Piano),
Miro Skala-Starycky (Tenor)
und Olha Luko (Sopran)

Nur wenigen Musikfreunden dürfte der Name Mykola Lysenko etwas sagen. (Selbst das neue dreibändige Duden-Lexikon schweigt sich über den *Ukrainer* aus.) Verwunderlich ist es schon, gehörte Lysenko doch zu den außergewöhnlichen Gestalten der ukrainischen Musik.

Die Möglichkeit, einige seiner Werke kennenzulernen, bot sich jetzt in der Staatl. Hochschule für Musik. Die „Zentralvertretung der ukrainischen Emigration in Deutschland“ und die „Deutsch-Ukrainische Gesellschaft“, München, gaben ein Festkonzert anlässlich des 50. Todestages ihres Komponisten. Die Leitung hatte Ivo Polulach.

Lysenkos ganze Liebe galt augenscheinlich der Vertonung von Volksliedern. Gerade Taras Schewtschenkos Dichtung — dessen 100. Todestag im vergangenen Jahr gefeiert wurde — mag ihm zu seiner musikalischen Fülle verholfen haben. Neben Volksliedern komponierte er

Opern und Operetten. Seine Instrumentalmusik beschränkt sich fast ausschließlich auf das Klavier.

Von all dem gab dieser Abend eine kleine Kostprobe, die von seltsamem Reiz war. So hörte man Arien aus seiner bekanntesten Oper „Taras Bulba“. Die Solisten: Olga Luko und der erste Tenor der Königlichen Oper in Brüssel, Miro Skala-Starytzkyj. Beide wurden von ihren emigrierten Landes- und Leidgenossen stürmisch gefeiert.

Am stärksten war ich beeindruckt von „Es breitet sich der Nebel aus“ aus der Oper „Taras Bulba“. Hier wird bewußt auf Distanz verzichtet. Ein mächtiger Freiheitsdrang scheint auszuströmen. Einmal gehört, wird man diese Opernausschnitte nicht so schnell vergessen. Der ukrainische Chor und das Kammerorchester zeigten hier beachtliche Leistungen. M. K.

(8 Uhr-Blatt v. 5.11.62)

EIN HISTORISCHER PROZESS

In der Zeit vom 8. bis 19. Oktober 1962 fand vor dem 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe ein Prozeß statt, der von einigen westdeutschen wohl zu recht als »Sensation des Jahres« bezeichnet wurde. Angeklagt des heimtückischen Mordes an den ukrainischen Exilpolitikern Lev Rebet (1957) und Stefan Bandera (1959) war der Sowjetbürger und Träger des Rotbannerordens Bogdan Staschynskyj. Dies dürfte wohl der erste Fall gewesen sein, daß die Staatsanwaltschaft der Bundesrepublik gegen solch einen hohen sowjetischen Ordensträger Anklage erhoben hatte. Die Verleihungsurkunde trägt übrigens die Unterschrift des damaligen sowjetrussischen Staatspräsidenten, Marschall Woroschilow. Als einmalig galt auch die offizielle Anwesenheit eines amerikanischen Kongreßmannes, Mr. Charles J. Kersten, seinerzeit Vorsitzender der nach ihm benannten Sonderuntersuchungskommission für kommunistische Aggression. In Karlsruhe trat der Amerikaner als Bevollmächtigter der Witwe Frau Jaroslawa Bandera auf.

Die politische Bedeutung dieses Prozesses und vor allem des am 19. Oktober gefällten Urteiles sollte nicht unterschätzt werden. Der westdeutschen Presse muß hier bescheinigt werden, daß sie in außerordentlich fairer, sachlicher und objektiver Art über diesen Fall berichtet hat. Annähernd 1800 Reportagen, Kommentare und Glossen wurden über den Staschynskyj-Prozeß veröffentlicht. Den in Karlsruhe anwesenden Reportern und Korrespondenten der in- und ausländischen Presse muß hier ebenfalls bescheinigt werden, daß sie aus ihrer teils politischen, teils menschlichen Sympathie für die gemeuchelten Opfer kein Hehl gemacht haben.

Es erübrigt sich, die Einzelheiten des Prozeßablaufes, der reich war an dramatischen Höhepunkten, hier noch einmal aufzuzeigen. Der nun folgende Bericht beschränkt sich darauf, einige interessante Tatsachen wiederzugeben, die dem westdeutschen Leser nur unvollkommen oder gar nicht bekannt sein dürften. Dabei sind es gerade diese Tatsachen, die dem Prozeß sein politisches, man kann ruhig sagen weltpolitisches Gewicht verleihen.

In seiner ausführlichen Urteilsbegründung bezeichnete Senatspräsident Dr. Jagusch den An-

geklagten als ein »mißbrauchtes Werkzeug hochgestellter Drahtzieher«. Ähnliche Worte sprach auch Mr. Kersten in seinem Plädoyer aus.

Seine bemerkenswerte Rede wurde von der westdeutschen Presse in den allermeisten Fällen nur kommentiert, Auszüge aus ihr jedoch brachte man bis auf den heutigen Tag aus unerklärlichen Gründen nicht.

»Die Erhebung der Beweise hat ergeben, daß die Ermordung Banderas von seiten der Regierung der Sowjetunion beschlossen wurde«, hatte Mr. Kersten festgestellt. Und er fuhr fort: »Die sowjetrussische Wissenschaft wurde dazu eingesetzt, eine neue Waffe herzustellen, gegen welche man westlicherseits keine Gegenmittel kannte. Die Sowjetregierung hat den Täter lange Zeit hindurch ausbilden lassen. Bei seinen sorgfältigen Vorbereitungen zum Morde haben ihn maßgebende Stellen des KGB unterstützt. Das Präsidium des Obersten Sowjets hat dem Täter den Rotbannerorden verliehen ... Die Flucht Staschynskyjs verursachte bei höchsten russischen Stellen einen Schock. Staschynskyj war in die Staatsgeheimnisse höchster sowjetischer Regierungsstellen, ... eingeweiht. Die sowjetrussische Propaganda hat bewußt das falsche Gerücht verbreitet, daß ein Ukrainer namens Myskiw auf Anweisung von Bundesminister Oberländer und auf Befehl des Generals Gehlen Bandera vergiftet habe. Auch anläßlich dieses Prozesses haben die Pressedienste der Satellitenstaaten diese Vorwürfe erhoben und durch die Behauptung ergänzt, daß der Bundesnachrichtendienst, ... an der Organisation der Morde mitgewirkt habe. Am ungeheuerlichsten aber waren Behauptungen, das höchste Gericht der Bundesrepublik Deutschland habe sich auftragsgemäß zu einer Justizkomödie hergegeben. ...

In diesem Versuch der Verleumdung Bundesminister Oberländers, General Gehlens und der deutschen Regierung glaubte man sich in dem Gebrauch des Namens Myskiw sicher zu fühlen, weil Myskiw inzwischen gestorben ist. Aber diese Lüge platzte, als sich herausstellte, daß Myskiw an dem Tage, an dem Bandera ermordet wurde, in Rom gewesen und dort von vielen Leuten gesehen worden ist. Die nackten Tatsachen der Enthüllung Staschynskyjs wurden in jeder Hinsicht durch überwältigende Dokumente

und andere Beweise im Prozeß vor diesem Gericht bestätigt. Von besonderer Bedeutung ist der Beweis, daß der sowjetische Geheimfunk unmittelbar nach Staschynskyjs Flucht sich um die Feststellung seines Aufenthalts bemühte und damit gleichfalls Staschynskyj als eigenen Agenten bestätigte ...

Ich habe früher gesagt, daß es hier um keinen Banditenmord geht, aber seinem Charakter nach ist es ein Mord nach Art von Banditen. Der Ministerrat der Sowjetunion hat zur kriminellen Verschwörung gegriffen, um das Leben Stefan Banderas auf fremdem Boden zu nehmen, und er hat Staschynskyj befohlen, diesen Auftrag auszuführen. Das ist letztlich doch die Verschwörung einer Gangsterbande, um ein Verbrechen zu begehen. Es kann gesagt werden, daß der Fall, über den ein hoher Bundesgerichtshof zu entscheiden hat und für den die Sowjetregierung die Verantwortung trägt, nämlich wegen des am 15. 10. 1959 verübten Mordes an Stefan Bandera, in der Welt ohne Präzedenzfall dasteht. Aber ebenso ohne Präzedenz ist die Waffe, die zur Ermordung verwendet wurde und einen Herzschlag vortäuschen sollte, und endlich ohne Präzedenz, daß für einen erfolgreichen Mord eine der höchsten staatlichen Auszeichnungen verliehen wurde. Aber ebenso ohne Präzedenz steht die Ausbildung von Agenten zum Zwecke heimtückischen Mordes und im Zeichen des Friedens. Ebenso ist ohne Präzedenz, daß eine Regierung Morde als ein Instrument der Politik benutzt.«

In seinem denkwürdigen Plädoyer ging Mr. Kersten auch auf die Person von Stefan Bandera ein, wobei er auch nicht vergaß, in warmen, aufrüttelnden Worten den heldenhaften Freiheitskampf des ukrainischen Volkes zu würdigen. Leider ist auch dieser Teil seiner Rede von der westdeutschen Presse dem Leser der Bundesrepublik bisher vorenthalten worden. Der ehemalige Kongreßmann sagte:

»Der Grund, warum die von Chruschtschow geleitete sowjetrussische Regierung die Ermordung Stefan Banderas beschlossen hatte, liegt darin, daß Bandera Leiter einer weltumfassenden Widerstandsbewegung gegen die russisch-kommunistische Okkupation der Ukraine gewesen ist. Bandera war das Symbol des Kampfes für eine freie und unabhängige Ukraine, einer nichtrussischen Nation von 45 Millionen Menschen, mit eigener Tradition, Kultur, Sprache und Zivilisation. Der Kampf der ukrainischen nationalen Widerstandsbewegung gegen jede fremde Okkupation – insbesondere gegen die russisch-kommunistische – wurde immer wieder dokumentiert. Die russisch-kommunistischen Me-

thoden zur Vernichtung des fortdauernden Freiheitskampfes der Ukraine sind so unbarmherzig, daß sie in der Geschichte der Tyrannei nirgends zu finden sind Ungefähr in der Zeit, als Chruschtschow 1956 mit Präsident Eisenhower in Genf zusammenkam, zermalmten Chruschtschows Panzer im Konzentrationslager Kingir 500 ukrainische Frauen – politische Häftlinge –, die um ihre Mithäftlinge, ukrainische Männer, einen Schutzring gegen das NKWD bildeten. Der sowjetrussische Geheimdienst war es, der im Jahre 1959 Bandera und 1957 Rebet ermordet hat. Derselbe russische Geheimdienst hat auch in Paris im Jahre 1926 Symon Petlura und 1938 in Rotterdam Oberst Ewlen Konowalez ermordet. Nach ihnen sollte Herr Stetzko, Präsident des Antibolschewistischen Blocks der Nationen (ABN) und ehemaliger Ministerpräsident der unabhängigen ukrainischen Regierung vom Jahre 1941 plangemäß ermordet werden.«

Nach diesem vorzüglich gehaltenen, historisch tiefeschürfenden Plädoyer konnte es eigentlich nicht mehr verwundern, wenn Senatspräsident Dr. Jagusch in der Urteilsbegründung zu folgender Feststellung kam: »Der Stalinismus ist zwar tot, aber der individuelle Mordterror lebt. Der sowjetische Geheimdienst mordet gegenwärtig nicht mehr nach eigener Willkür, getötet wird jetzt nur noch auf ausdrücklichen Regierungsbefehl. Der politische Mord ist jetzt sozusagen institutionalisiert. Die politische Führung der Sowjetunion, ... die Mitglied der Vereinten Nationen ist und in korrekten diplomatischen Beziehungen zur Bundesrepublik steht, hält es für angebracht und tunlich, auf dem Hoheitsgebiet der Bundesrepublik einen Staatsauftrag, einen zumindest auf Ministerebene beschlossenen Giftmord ausführen zu lassen. In der sicheren Erwartung, die Tat werde verborgen bleiben, schlägt sie damit dem internationalen Strafrecht, dem deutschen Strafrecht und sich selbst ins Gesicht.«

Dies ist wohl der erste Fall in der deutschen Nachkriegsgeschichte gewesen, daß die Sowjetregierung ganz offiziell des Mordes angeklagt wurde. »Es muß nun mit Bedauern festgestellt werden, daß sie auf deutschem Boden Mordanschläge befiehlt und durchführt!« In diesen Worten gipfelte die Rede von Senatspräsident Dr. Jagusch am 19. Oktober. Die Mordanklage gegen die gegenwärtige Sowjetregierung wiegt um so schwerer, da sie von dem höchsten Gericht im freien Deutschland ausgesprochen wurde. Die Stimme dieses Gerichts kann man nicht überhören, nicht bagatellisieren und schon gar nicht totschweigen.



PROFESSOR DR. IVAN MIRTSCHUK
1891-1961

PROFESSOR DR. IVAN MIRTSCHUK
1891–1961

*Ehrenpräsident der Deutsch-Ukrainischen
Gesellschaft*

Im alten Österreich-Ungarn (Stryj, Ostgalizien) 1891 geboren, studierte er in Wien Mathematik, Physik und allgemeine Philosophie. Als Assistent des Wiener Philosophen Adolf Stöhr dissertierte er 1914 auf dem Gebiet der Philosophie. Seine akademische Laufbahn begann an der 1921 gegründeten Ukrainischen Freien Universität in Prag, der er sein Leben lang verbunden bleiben sollte. Von 1926 ab war er Mitglied des Ukrainischen Wissenschaftlichen Instituts in Berlin, dessen Leitung er 1930 übernahm. In den Jahren 1926 bis 1938 las Prof. Mirtschuk in Prag an der Ukrainischen Freien Universität.

Er war Leiter der Philosophisch-historischen Sektion der Sevcenko-Gesellschaft der Wissenschaften, Mitglied der Ukrainischen Freien Akademie der Wissenschaften, außerordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Academia del Mediterraneo in Rom.

Seit seiner frühen Dozentenzeit hat er sich der slawischen Geistesgeschichte, besonders der ukrainischen, zugewandt. Zwei Untersuchungen stehen im Vordergrund: der Beitrag »Die Pädagogik der Slawen im 20. Jahrhundert« für das »Handbuch der Erziehungswissenschaft« (Bd. 3. 1. 1933) und der Aufsatz »Die Grundlagen der Sowjetpädagogik« (1927). Die geistigen Wechselbeziehungen zwischen West und Ost im Lichte der ukrainischen Literatur bildeten den Schwerpunkt seiner Forschungen. Zu nennen sind: »Ukraine – Mittlerin zwischen Ost und West« (1941) »Western Tendencies in Ukrainian Culture« (1942). Von ihm redigiert, erschien 1951–1955 das Sammelwerk der Kirchlich-archäographischen Kommission über das Thema: »Die Theorie des Dritten Rom« (6 Abhandlungen).

Der gesamten westlichen Welt eine Zusammenfassung über Geschichte und Kultur des ukrainischen Volkes zu vermitteln, war das Hauptanliegen des weithin bekannten »Handbuch der Ukraine«, das unter seiner Leitung und der Mitwirkung zahlreicher Kollegen erstmalig 1941 erschien. Nach dem Kriege erstand dieses wichtige Informationswerk neu in englischer Sprache »Ukraine and its People« (1949),

zwei Jahre später folgte die ukrainische Ausgabe (1951); 1957 erschien die »Geschichte der ukrainischen Kultur« in deutscher Sprache. 1960 schrieb Prof. Mirtschuk die Einführung zu dem Werk »Ukrainische Künstler in Deutschland«.

Zur Würdigung seiner Verdienste hat ihm die Deutsch-Ukrainische Gesellschaft folgende Urkunde überreicht: »Herr Prof. Dr. Ivan Mirtschuk gehört zu den besten Vertretern der ukrainischen Kultur. Durch seine jahrzehntelange wissenschaftliche und publizistische Tätigkeit und nicht zuletzt durch sein hervorragendes Werk »Geschichte der ukrainischen Kultur« hat er sich besondere Verdienste erworben«.

ALEXANDER JURCZENKO
1904–1962

Er war Mitglied der Deutsch-Ukrainischen Gesellschaft, ordentlicher Professor an der Ukrainischen Freien Universität in München sowie ordentliches Mitglied der Schewtschenko-Gesellschaft der Wissenschaften. Ein hervorragender Gelehrter mit weitem Horizont, ein Mann von enzyklopädischem Wissen und ein Fachmann auf dem Gebiet der Staatsordnung und des Nationalitätenproblems in der Sowjetunion.

Prof. Jurczenko wurde am 18. November 1904 in Kiev geboren. Nach Absolvierung der Kiever Oberrealschule ließ er sich an der juristischen Fakultät des Kiever Institutes für Volkswirtschaft immatrikulieren und beendete seine Studien im Jahre 1926. 1929 legte er als Externe vor der Staatlichen Kommission des Kommissariats für Volksbildung der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik eine Prüfung ab und erhielt den Grad eines Hochschullehrers mit dem Recht, ukrainische Sprache und Literatur an den Hochschulen zu unterrichten.

Sein unüberwindlicher Wissensdrang veranlaßte ihn, noch einen dritten akademischen Grad zu erwerben: er bestand, ebenfalls als Externe, sämtliche Prüfungen an dem Kiever Institut für Austausch und Verteilung.

Als Rechtsgelehrter arbeitete er als Kommissionsmitglied für das Studium des ukrainischen und westrussischen Rechts sowie als Mitglied der Kommission für die Erforschung des sowjetischen Rechts an der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften (1926–1930) auf theoretischem Gebiet. Als Wirtschaftsgelehrter war Professor Jurczenko kurze Zeit an der Wirtschaftsabteilung des Allunions-Forschungsinsti-

tuts für Tabakerzeugnisse in Kiew tätig. Zugleich erteilte er im Rahmen eines Lehrgangs für Ukrainekunde sowie in den obersten Klassen einer Mittelschule Unterricht (1930–41). Jedoch begann seine wahrhaft schöpferische Tätigkeit erst in der Freien Welt, wohin er während des Zweiten Weltkrieges als Emigrant verschlagen wurde. In Anerkennung seiner Tätigkeit wurde er zum Dozenten für das in der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik geltende Recht an der Ukrainischen Freien Universität in München gewählt. Nach Vorlage seiner Doktorarbeit erhielt er den Grad eines Doktors der Rechte der gleichen Universität, an der er seit 1953 als außerordentlicher Professor tätig war.

1954 wurde Professor Jurcenko zum ordentlichen Mitglied und zum wissenschaftlichen Mitarbeiter des Instituts zur Erforschung der

UdSSR in München gewählt. Von diesem Zeitpunkt an bis zu seinem Tode verlief seine fruchtbare Arbeit im Institut auf dem Gebiet des Studiums der Staatsordnung und des Nationalitätenproblems in der UdSSR.

Im Institut verlief seine eigentliche schöpferische Haupttätigkeit. In diesen Jahren entstanden zahlreiche wertvolle Forschungsarbeiten. Seine Schriften wurden in den verschiedenen Institutspublikationen in englischer, deutscher, französischer, russischer, ukrainischer und türkischer Sprache veröffentlicht. Die Forschungstätigkeit des Verstorbenen bestand nicht nur im Abfassen von Monographien und Aufsätzen, er hielt auch im Rahmen der Institutskonferenzen sowie an der Universität München usw. mehrfach wissenschaftliche Vorträge. Die Summe seiner schöpferischen Arbeit wuchs zu einer bedeutenden literarischen Hinterlassenschaft an.

„TIROLER BERGE RUFEN KRIM-ERINNERUNGEN WACH...“

Die Gedächtnisfeier für den ukrainischen Dichter Jurij Klen in der Aula der Universität Innsbruck

*Das Vaterland — ein Haufen schwarzer
Trümmer,
Hier — stiller Rauch über der Hütten Dach;
Es grüßen dich Tiroler Berge schimmernd
und zaubern Krim-Erinnerungen wach.*

Jurij Klen

Die großen Auserwählten, warum stehen sie uns nicht näher? Diese Frage beschäftigte uns anlässlich der Gedenkfeier für den ukrainischen Dichter Jurij Klen in der Aula unserer Hochschule. Dr. Karl Siehs, der auf Einladung des Sprachwissenschaftlichen Institutes der Universität Innsbruck gekommen war (er promovierte in Innsbruck) ließ in seinem interessanten Vortrag aus der Deutung des Werkschaffens ein ergreifendes Lebensbild des Dichters entstehen. Jurij Klen's ungewöhnlich hoher Bildungsgrad, die Beherrschung der verschiedensten Sprachen (z. B. Russisch, Ukrainisch, Deutsch, Englisch), sein Gang durch die Bogen der Neoklassik, die enge Beziehung zu Homer, Dante, Rilke, Baudelaire, Stefan George u. a., seine immerwährende Suche nach höchster Vollendung, der Wille, Gott näher zu rücken und alles Leid zu begreifen, das die Welt aus den Angeln hebt,

dies alles ließ uns den Dichter Jurij Klen begreifen und zutiefst achten lernen. Sein letztes Werk „Die Asche der Imperien“, voll einer gigantischen, apokalyptischen Weltschau und von nahezu dantescher Inspiration, blieb unvollendet; denn er, der heimweherfüllte Wanderer, der an der Unzulänglichkeit der Menschheit zutiefst litt, ging ein in die letzte Wahrheit.

Christian Leitgeb las die ausgewählten Gedichte Jurij Klen's mit allen einem derart arrivierten Sprecher zur Verfügung stehenden Mitteln und hinterließ auch bei dieser Lesung einen nachhaltigen Eindruck. Besonders die beiden Gedichte „Das Vaterland — ein Haufen schwarzer Trümmer“, das die enge Bindung Jurij Klen's zu Tirol und seiner landschaftlichen Schönheit aufzeigt, und „Die große Fürbitte“ wurden durch die Interpretation *Christian Leitgeb's* zum Erlebnis. Tief ergriffen verließen die Gäste die ehemalige geistige Heimstätte Jurij Klen's in Innsbruck, den Boden seines einstigen Wirkens, und sie traten in das Panorama der abendlichen Berge hinaus, die der Dichter so oft in seiner unvergleichlichen Art verewigt hatte.

C. B.

„Tiroler Tageszeitung“, Innsbruck, 15. 11. 62.

Johann Philipp Balthasar Weber: *Die Russen* oder Versuch einer Reisebeschreibung nach Rußland und durch das russische Reich in Europa. Sonderheft 9. Herausgegeben von Hans Halm, Innsbruck 1960. 182 Seiten, 5 Vierfarben-Bildtafeln, 7 Autotypen und 2 Pläne. Preis DM 23.—.

Zu all den Tausenden von Rußlandreisenden, die Beschreibungen ihrer Eindrücke hinterlassen haben, gehört der erst 21jährige außerordentlich gewissenhafte Wiener J. Ph. B. Weber (1766–1835), der mit Pferd und Wagen über Galizien und Kiev bis Cherson zog.

Sein sorgfältig geführtes Tagebuch (1787 bis 1788) verdient es jedoch, der Vergessenheit entrissen zu werden, denn es enthält eine Fülle von wichtigen Aufschlüssen über das noch fast unbesiedelte Südrußland (Ukraine), über Sitten und Bräuche, Haus- und Städtebau und vor allem über die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und topographischen Verhältnisse in jenem »Petersburg des Südens«, wie die Stadt Cherson genannt wird. Weber hat seine Tagebuchblätter mit vorzüglich gelungenen, zum Teil bunten Bildern versehen, die in der vorliegenden Veröffentlichung getreu wiedergegeben sind.

Kurt Ziesel: *Der rote Rufmord*. Eine Dokumentation zum kalten Krieg. Verlag Fritz Schlichtenmeyer, Tübingen/Neckar 1961. 280 Seiten. Preis DM 17.80.

Dieses Buch dokumentiert unter anderem den Fall Professor Dr. Theodor Oberländer und enthüllt ihn als eine der skrupellosesten Lügenkampagnen Moskaus, die in erschreckender Weise freiwillige und unfreiwillige Handlanger im Westen und in der deutschen Presse gefunden hat.

Mychajlo Kozjubynskyj: *Fata Morgana und andere Erzählungen*. Aus dem Ukrainischen übertragen von Anna-Halja Horbatsch. Manesse Verlag, Zürich 1962. Preis DM 12.50.

Kozjubynskyj (1864–1913) ist einer der bedeutendsten Prosaisten der ukrainischen Literatur. Sein Hauptwerk ist die große Erzählung »Fata Morgana«, die vor und nach der Revolution von 1905/06 geschrieben wurde. Wie kein anderer Schriftsteller seiner Zeit hat er es verstanden, in der Geschichte eines namenlosen Dorfes das glühende Verlangen der armen Bauern zu schildern, die eigenen, nicht fremden

Boden bebauen möchten, den Besitzrausch von einigen Tagen und das schreckliche Erwachen darzustellen. Obwohl die Träume der aufständischen Bauern in Tränen und Blut ersticken, endet die Erzählung mit einem hoffnungsvollen Ausblick; sie läßt eine junge Generation zu Wort kommen, die aus eigener Kraft die Fesseln der Ungebildetheit zerreißen und ihr Schicksal in die Hände nehmen will.

Neben dieser erschütternden Dorftragödie enthält der Band noch fünf kürzere Erzählungen aus dem ukrainischen Volksleben, die Kozjubynskyjs tiefe Menschlichkeit und fesselnde Darstellungskunst aufs eindrucklichste offenbaren.

Iwan Bahriany: *Das Gesetz der Taiga*. Die Geschichte einer abenteuerlichen Flucht. Verlag Styria, Köln 1961. 255 Seiten. Preis DM 12.80.

Der Held der Erzählung flüchtet aus dem fahrenden Zug in die Taiga und findet endlich Zuflucht bei ostsibirischen Jägern, die selbst aus der Ukraine stammen. Alles ist in diesem Buch echtes Leben. »Ich habe es mit eigenen Augen gesehen und mit meinem eigenen Finger betastet«, sagt der Autor. »Dieses beredte und erregende Abenteuer ist ein ebenso erregender Ruf nach politischer Freiheit. Es ist ein Roman der Ritterlichkeit und Tapferkeit – überraschende Themen in unserer schmutzigen Literatur.« *New York Herald Tribune*

Russischer Kolonialismus in der Ukraine. Berichte und Dokumente – Sammelwerk. Das Buch hat 448 Seiten, 85 Illustrationen und 1 farbige Karte der Völker der Sowjetunion. Ukrainischer Verlag, München 1962, Preis DM 24.50 broschiert und DM 28.50 gebunden.

Das Buch, das dem Problem des russischen Kolonialismus in der Ukraine im Laufe der letzten 40 Jahre gewidmet ist, enthält auch einen kurzen Rückblick in die Vergangenheit der Ukraine, um manche mangelhaften oder unrichtigen Kenntnisse über die historische Entwicklung dieses Landes einigermaßen zu berichtigen. Hauptthema jedoch sind die wichtigsten Ereignisse in der Ukraine seit dem ersten Weltkrieg: Bericht des Kersten-Untersuchungsausschusses – Schauprozesse gegen Wissenschaftler, Schriftsteller und Intellektuelle – Form der »Zerschlagung des Klassenfeindes« – Kampf gegen die Kirche und Religion – Erschießung der politischen Häftlinge in den Gefängnissen

der Ukraine – Überblick über die ukrainischen Befreiungsorganisationen – Partisanenkämpfe und Moskaus Morde im Ausland.

Dmytro Donzow: *Geist Rußlands*. München 1961. Schild-Verlag, 96 S., kart. DM 3.80.

Der seit 1908 in der Emigration lebende ukrainische Autor ist in der vorliegenden Schrift bemüht darzutun, daß es sich bei dem großen Ost-West-Konflikt unserer Tage nur um die gewärtige Phase einer jahrhundertealten Auseinandersetzung zwischen den Kulturen Europas und Asiens handelt. Im übrigen ist er bestrebt, die Legende von der Unüberwindlichkeit Rußlands zu zerstören.

Maria Winowska: *Die Ikone*. Tatsachen aus der Kirche des Schweigens. Freiburg/Schweiz 1960. Paulus-Verlag, 180 S., kart. DM 4.80.

Die Autorin zeichnet in 20 Berichten ein erschütterndes Bild der Schwierigkeiten und Gefahren, unter denen Christen in gottlosen Staaten der Kirche ihre Treue bewahren und die religiösen Pflichten erfüllen; aber auch vom Heidentum, das der kämpferische Atheismus weckt und der wunderbaren Hilfe, die oft in ausweglosen Lagen erfahren wird.

Johannes Chrysostomus: *Die religiösen Kräfte in der russischen Geschichte*. München 1961. Verlag Anton Pustet, 224 S., Gzln. DM 13.80.

Der Verfasser gibt in diesem Buch einen Überblick über den geschichtlichen Weg der religiösen Kräfte Rußlands innerhalb ihrer zahlreichsten und größten Gemeinschaft – der russisch-orthodoxen Kirche. Die Darstellung versucht nicht, den Stoff der russischen Kirchengeschichte zu erschöpfen, sie will nur an Hand von Illustrationen aus den verschiedenen Perioden der russischen Kirchengeschichte einen gewissen Einblick in den Charakter und die Art jener religiösen Kräfte geben, die im Laufe der Jahrhunderte nach der Christianisierung Rußlands dort am Werke waren. Vor allem kommt es dem Autor darauf an, aus der Tiefe der geschichtlichen Entwicklung die heutige Lage der russischen Kirche verständlich zu machen, die durch eine Art von Bündnis zwischen dem gegenwärtigen Sowjetstaat und der vom Patriarchen Alexij geleiteten Moskauer orthodoxen Kirche gekennzeichnet ist.

Josefine Burghardt: *»Oswald Burghardt, Leben und Werke«*. Verlag Ukraine, München 1962. 112 S. Preis br. DM 8.—, geb. DM. 12.—.

Unter dem Pseudonym Jurij Klen verbirgt sich der ukrainische Professor für vergleichende Literatur; Oswald Burghardt, der ehemals an den Universitäten Kiew, Münster, Prag und Innsbruck tätig war. Klen gilt den Ukrainern als der dichterische Verklärer ihrer Heimat. Die dichterische Beeinflussung ging zunächst von dem Zauber der heimatlichen Landschaft aus, den ersten Eichenwäldern im Wechsel mit den grünen Steppen und sonnedurchzitterten Birkenhainen. Burghardts erste Lyrik läßt an seinen großen Landmann Taras Schewtschenko denken.

Der Verlag Ukraine in München hat unlängst von der Schwester Jurij Klen, Josefine Burghardt, ein Buch über den Dichter herausgegeben, der 1931 das Land der »Schwarzen Erde« verließ und 1947 in Augsburg starb. Der in der Ukraine geborene Oswald Burghardt, so sagte einmal Professor Hans Koch, ist ein Sinnbild deutsch-ukrainischer geistiger Gemeinschaft.

Wir empfehlen gerne dieses Buch eines begabten Schriftstellers und Dichters, dessen Name nicht nur bei den Ukrainern Klang und Ansehen haben sollte.

Bayer. Rundfunk. A. Teuber

Hans v. Rimscha: *Geschichte Rußlands*. »Samm- lung Wissen und Leben, Bd. 8.« Wiesbaden 1960. Rheinische Verlags-Anstalt, 550 S. und 11 Karten. Gzln. DM 18.50.

In dieser allgemein verständlichen Darstellung der russischen Geschichte von den Anfängen bis heute ist der Erlanger Historiker vor allem bemüht, statt einer Summierung vieler Einzel Tatsachen den Gang der Entwicklung in seinen geschichtlichen Zusammenhängen deutlich zu machen. Trotz der dadurch notwendigen Beschränkung geht er auf wichtige Episoden ausführlich ein und widmet sich auch eingehend einzelnen bedeutenden Gestalten der russischen Geschichte. Im übrigen geht er nicht nur den traditionellen Kräften nach, die der russischen Geschichte ihre Eigenständigkeit und Konstanz gegeben haben, sondern macht auch die Verbundenheit mit gleichzeitigen Vorgängen und Wandlungen in den Nachbarländern, vor allem im abendländisch-byzantinischen Raum sichtbar. Die beigegebenen Karten und Tafeln bilden eine begrüßenswerte Ergänzung.

LERNE DIE UKRAINE KENNEN DURCH DIE WERKE VON:

Gregor Prokoptschuk

Die ukrainische Stadt Lwiw (Lemberg)

Kulturpolitische Betrachtung

96 Seiten mit 55 Illustrationen · Broschiert DM 8.—

Gregor Prokoptschuk

Der Metropolit

Leben und Wirken des größten Kirchenfürsten Osteuropas

Andreas Graf Scheptytzkyj (1865—1944)

300 Seiten mit 66 Illustrationen · Gebunden DM 17.80

Gregor Prokoptschuk

Ukrainer in München und in der Bundesrepublik

208 Seiten mit 125 Illustrationen · Broschiert DM 16.—

Gregor Prokoptschuk

Ukrainische Künstler in Deutschland

112 Seiten, Bilderband · Gebunden DM 20.—

Ivan Mirtschuk

Geschichte der ukrainischen Kultur

284 Seiten · Gebunden DM 22.80

Hans Koch

Die ukrainische Lyrik

112 Seiten · Gebunden DM 12.—

Roman Ilnytsky

Deutschland und die Ukraine

Tatsachen europäischer Ostpolitik 822 Seiten · Broschiert DM 20.—

Hans Beier

Die Mittelmächte und die Ukraine

64 Seiten · Broschiert DM 4.80

Theodor Mackiw

Mazepa im Lichte der deutschen Quellen

112 Seiten mit 2 Illustrationen und Karte · Broschiert DM 8.—

Anna Halja Horbatsch

Blauer November

Ukrainische Erzähler unseres Jahrhunderts 376 Seiten · Gebunden DM 19.80

Elisabeth Kottmeier

Weinstock der Wiedergeburt

Moderne ukrainische Lyrik 116 Seiten · Broschiert DM 3.80

Stefan Horak

Ukraine in der internationalen Politik (1917 - 1953)

Verträge, Abkommen, Deklarationen, Noten und Interventionen

48 Seiten · Broschiert DM 4.—

OSWALD BURGHARDT

Jurij Klen

Leben und Werke

Eine Biographie des deutsch-ukrainischen
Dichters und Vorkämpfers für die Freiheit
der Völker Europas.

112 Seiten mit Bild. Preis gebunden DM 12.—,
broschiert DM 8.—

VERLAG UKRAINE · MÜNCHEN 5

The Ukrainian Review

Eine Zeitschrift in englischer Sprache
Vierteljahresschrift, herausgegeben von the
Association of Ukrainians in Great Britain
49, Linden Gardens, London W. 2
Jahresabonnement: £ 1.—.—

ABN-Correspondence

vermittelt umfassende Berichterstattung
über alle Daseinsfragen der unterjochten
Völker.
Bezugspreis jährlich \$ 4.— in U.S.A.

MÜNCHEN 8 · ZEPPELINSTRASSE 67

Unsere Vertreter:

Amerika

Mr. Roman Kocyk
24, Sellinger Street
ROCHESTER, N.Y.

Australien

Mr. Cheslaw Mishchuk
12, Victory Street
BELMORE N.S.W.

England

Ukrainian Booksellers
49, Linden Gardens
LONDON W. 2

Frankreich

Roman Th. Holian
13, Rue Taine
PARIS - XII

Kanada

Mr. M. B. Bihus
219, Montrose Ave.
TORONTO/Ont.



NEUERSCHEINUNG

Russischer Kolonialismus in der Ukraine

Berichte und Dokumente

Das Buch ist ein Sammelwerk mehrerer Autoren, die aus eigenen Erlebnissen und Studien die Vorgänge in der Ukraine in den letzten vier Jahrzehnten schildern. Mit den darin veröffentlichten Dokumenten, dem Bildmaterial und Berichten ist das Buch ein Spiegel neuester Zeitgeschichte der Ukraine.

448 Seiten im Format 17 x 24, 85 Illustrationen. Preis: broschiert DM 24,50
in Leinen DM 28,50

Einige Artikel aus diesem Buch sind als zwei gesonderte Broschüren erschienen:

1. Sowjetrussische Okkupation der Ukraine

Bericht des Kersten-Ausschusses des Repräsentantenhauses der USA.
64 Seiten, Preis DM 2,-

2. Petlura, Konowalez, Bandera von Moskau ermordet

Sowjetrussischer Terror gegen die ukrainischen Politiker im Exil.
80 Seiten, 13 Illustrationen, Preis DM 3,50

Ukrainischer Verlag in München · 8 München 8, Zeppelinstraße 67